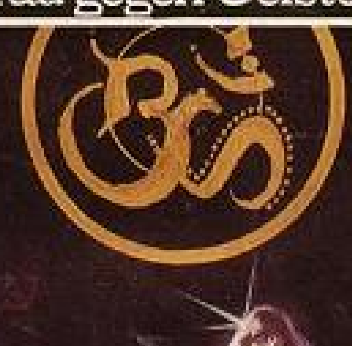


Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen



Henry Wolf

Die Königin der Katzen

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Die Königin der Katzen

Damona King Nr. 84

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 03.05.1982

Die Königin der Katzen

»Hier?«

Lao-Chen sah sein Gegenüber für die Dauer von drei, vier Herzschlägen stumm an, blickte dann auf die Uhr über dem Haupteingang des Londoner Tierparkes und nickte knapp, nachdem er die Stellung der Zeiger mit denen seiner Armbanduhr verglichen hatte.

Der Zweifel in der Stimme seines Begleiters war ihm nicht entgangen, aber er zog es vor, nichts darauf zu erwidern. Vermutlich wäre der andere auch verwundert gewesen, wenn er etwas gesagt hätte. Sie waren erst seit weniger als vierundzwanzig Stunden zusammen, und der kleinwüchsige, stämmige Chinese hatte in der ganzen Zeit vielleicht zehn zusammenhängende Sätze gesprochen. Dabei beherrschte er die englische Sprache nahezu perfekt. Aber er zog es vor, nur dann zu reden, wenn es wirklich unumgänglich war.

»Wir haben noch Zeit«, sagte der andere. Seine Stimme klang schrill und hoch; es war nicht zu bestimmen, ob sie einem Mann oder einer Frau gehörte, ebenso wie ein Blick in sein Gesicht keinen Aufschluß darüber gegeben hätte, ob man einem Mann oder einer Frau gegenüberstand. Seine Züge waren scharf geschnitten, die Haut faltig und großporig und von einer ungesunden, graustichigen Farbe. Dunkle Augen mit übergroßen, nachtschwarzen Pupillen standen über einer leicht hakenförmig gebogenen Nase und einem schmallippigen, blutleeren Mund, der die meiste Zeit zu einem dünnen Strich zusammengepreßt war und dem Gesicht einen verbitterten Ausdruck gab.

Die beiden waren sich der Tatsache bewußt, daß sie auffielen. Der Tierpark würde in weniger als einer halben Stunde schließen, und der Besucherstrom, der aus dem breiten Ausgangstor quoll und sich in Richtung der Parkplätze und Bus- und Untergrundbahnstation verteilte, war in den letzten Minuten beständig stärker geworden.

Die meisten Menschen, die den Park verließen, warfen dem ungleichen Gespann erstaunte oder mißtrauische Blicke zu, aber kaum einer nahm außer einem flüchtigen Blick wirklich Notiz von ihnen.

Umgekehrt registrierte Lao-Chen jedes Gesicht in der Menge, ohne mehr als einen verschwindend geringen Bruchteil seiner Aufmerksamkeit auf diese Aufgabe konzentrieren zu müssen. Wäre ein bekanntes Gesicht in der Menge aufgetaucht, hätte er es gemerkt.

Er sah abermals auf seine Armbanduhr, nickte seinem Begleiter fast unmerklich zu und setzte sich dann mit kleinen, schnellen Schritten in Richtung auf das Kassenhäuschen neben dem Eingang in Bewegung.

Der grauhaarige Mann hinter dem Schalter sah mit einer Mischung aus Ungeduld und Verblüffung auf, als Lao-Chen vor dem Kassenhäuschen stehenblieb und wortlos eine Fünf-Pfund-Note aus der Brieftasche klaubte.

»Der Park schließt in einer halben Stunde«, sagte der Mann zögernd.

Lao-Chen starrte ihn einen Moment lang ungerührt an und zauberte dann einen Ausdruck auf sein Gesicht, der sowohl ein Lächeln als auch etwas ganz, ganz anderes sein konnte.

Der Kassierer hielt dem bohrenden Blick des Chinesen für wenige Sekunden stand, ehe er zögernd nach dem Geldschein griff und zwei Eintrittskarten von der Rolle abriß.

»Bitteschön«, sagte er, während er die Billets und das Wechselgeld über den Tresen schob. »Aber beschweren Sie sich nicht bei mir, wenn sie in einer halben Stunde hinausgeworfen werden. Ich habe Sie gewarnt.«

Lao-Chen ließ das Wechselgeld achtlos in seiner Jackentasche verschwinden, klemmte sich die Eintrittskarten zwischen Zeige- und Mittelfinger der linken Hand und ging mit schnellen Schritten durch

den Eingang. Sein fast zwei Köpfe größerer Begleiter folgte ihm dichtauf. Bereits nach wenigen Augenblicken waren sie aus dem Sichtfeld des Kassierers verschwunden.

Lao-Chen ging zielsicher zu der übergroßen Informationstafel neben dem Hauptweg hinüber, starrte einen Moment lang mit konzentriertem Gesichtsausdruck auf das scheinbar unentwirrbare Durcheinander aus Strichen, Linien und hellen, unregelmäßigen Umrissen und tippte dann wortlos auf einen quadratischen Fleck am rechten Rand der Tafel.

Sein Begleiter nickte. »Fast am entgegengesetzten Ende der Anlage«, sagte er mürrisch. »Wir müssen uns beeilen, wenn wir noch rechtzeitig hinkommen wollen.« Er rammte mißmutig die Hände in die Taschen seines viel zu weiten Regenmantels, blickte sich dann nach rechts und links um und setzte sich widerwillig in Bewegung, als Lao-Chen ohne ein weiteres Wort den gewundenen Weg hinabzugehen begann.

Die Anzahl der Besucher, die ihnen entgegenkamen, nahm im gleichen Maße ab, indem sie tiefer in den Tierpark eindrangen. Sie benötigten fast eine halbe Stunde, ehe sie das niedrige, kunststoffverkleidete Waschbetongebäude am südlichen Ende des Parkes erreicht hatten. Die Wege ringsum hatten sich mittlerweile vollkommen geleert. Von irgendwoher drang das monotone, auf- und abschwellende Heulen eines Wolfes zu ihnen, und eine plötzliche Windböe trug scharfen Raubtiergestank mit sich, aber das waren auch die einzigen Anzeichen von Leben, die es in weitem Umkreis zu geben schien.

Die meisten der großzügig angelegten Freigehwege waren leer; die Tage waren noch kalt, und es hatte in den letzten Wochen fast ununterbrochen geregnet, so daß die wärmeliebenden Exoten, die in diesem Teil der Anlage untergebracht waren, es vorzogen, in ihren geheizten Behausungen zu bleiben.

Lao-Chen sah sich sichernd nach allen Seiten um, trat dann mit einer entschlossenen Bewegung an den Seiteneingang des Raubtierhauses und rüttelte prüfend an der Klinke. Die Tür war verschlossen, aber das hielt den Chinesen nicht lange auf. Er zog einen Ring mit einer Anzahl winziger gebogener Dietriche aus der Tasche, machte sich einen Moment lang am Schloß zu schaffen und drückte die Tür dann mit einem triumphierenden Grinsen auf.

Dahinter lag ein schmaler, kaum beleuchteter Gang mit nackten Betonwänden. Die beiden Einbrecher huschten hinein, schoben die Tür hinter sich behutsam wieder ins Schloß und blieben einen Moment lang lauschend stehen. Unter einer nur angelehnten Feuerschutztür drang ein schmaler, gelblicher Lichtstreifen hervor, und irgendwo aus dem rückwärtigen Teil des Gebäudes erklang das wütende Fauchen einer großen Raubkatze. Dieser Teil des Gebäudes

war nicht für die Besucher des Tierparkes gedacht, sondern für die Tierpfleger und das Personal des Tiergartens.

»Warten wir hier?«

Der Chinese nickte. Er zündete sich eine Zigarette an, verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich mit halbgeschlossenen Augen an die nackte Betonwand. Es sah aus, als döse er vor sich hin.

Nur wer Lao-Chen genau gekannt hätte, hätte gemerkt, unter welcher Anspannung er stand. Seiner Aufmerksamkeit entging nicht das kleinste Geräusch in ihrer Umgebung.

Die Zeit verstrich mit quälender Langsamkeit. Das graue Tageslicht, das durch die Drahtglasscheibe der Tür hereindrang, wurde allmählich schwächer, und auch die Geräusche des Tiergartens erstarben nach und nach. Es wurde dunkel. Aber selbst dann wartete Lao-Chen noch beinahe eine halbe Stunde, ehe er sich mit einem Ruck von seiner Position neben der Tür löste und wortlos den Gang hinunterschritt. Sein Begleiter folgte ihm. Lao-Chen gehörte zu den besten Leuten, die die arg angeschlagene Organisation Zarangars noch besaß – ein schweigsamer, fast unauffälliger Mann, der aber auf seinem Gebiet zu einem der größten Könner der westlichen Welt geworden war.

Lao-Chen war ein Killer, ein gnadenloser Mörder, der einen Menschen mit dem gleichen sanftmütigen Lächeln töten konnte, mit dem er sich um einen verletzten Vogel kümmerte. Und das Wort Angst gehörte nicht zu seinem Wortschatz. Er wußte nicht einmal, was es bedeutete – ein Mangel, den die meisten Menschen nicht lange überlebt hätten. Lao-Chen gehörte zu den Wenigen, die sich diese Art zu leben wirklich erlauben konnten.

Sie folgten dem Gang bis zum Ende. Lao-Chen öffnete eine weitere verschlossene Metalltür, warf einen sichernden Blick durch den entstandenen Spalt und huschte dann lautlos in den dahinterliegenden Raum. Eine schmale, gewendelte Metallgittertreppe führte sie in das obere Stockwerk des Gebäudes. Die Räume hier waren klein, dunkel und nur unzureichend belüftet und dienten ausschließlich als Lager für Gerätschaften und unverderbliche Tiernahrung. Ein muffiger, abgestandener Geruch hing in der Luft.

Lao-Chen blieb plötzlich stehen und hob warnend die Hand. Seine Gestalt straffte sich unmerklich, und auf seinem Gesicht erschien ein angespannter, mißtrauischer Ausdruck.

»Still!« zischte er. »Jemand ist hier.«

Der andere lauschte nun ebenfalls, aber er konnte trotz größter Anstrengung kein verdächtiges Geräusch wahrnehmen. Der Chinese mußte über schärfere Sinne verfügen als er selbst.

Irgendwo in der schattenerfüllten Dunkelheit vor ihnen schien sich etwas zu bewegen. Ein leises Schaben drang an das Gehör des Chinesen, dann trat eine hochgewachsene, schlanke Gestalt hervor.

Chen wich unwillkürlich einen halben Schritt zurück. Seine Muskeln spannten sich. Die Frau wirkte auf den ersten Blick harmlos – eine schlanke, fast zerbrechlich aussehende Gestalt, groß, mit schlanken, grazilen Gliedern, dunkler Haut und lang fallendem, rabenschwarzen Haar, das im schwachen Schein der Notbeleuchtung bläulich aufschimmerte. Ihr Gesicht war halb unter einem jener dünnen, schwarzen Schleier verborgen, die den Blick zwar scheinbar ungehindert hindurchlassen, aber trotzdem gründlich verhindern, daß man sich hinterher an irgendwelche Einzelheiten erinnerte, und um die Schultern trug sie einen weitgeschnittenen Wolfsfellmantel, der ihre katzenhafte Eleganz noch unterstrich.

Einen Moment lang starrte sie die beiden Eindringlinge mit einem undeutbaren Blick an. Dann lächelte sie. Aber es war ein Lächeln, das irgend etwas in Lao-Chen zum Gefrieren zu bringen schien.

»Ihr seid pünktlich«, sagte sie schließlich.

Chen nickte wortlos, warf einen mißtrauischen Blick in die Runde und zog sich rückwärts gehend zur Tür zurück. Erst, als er die Wand in seinem Rücken fühlte, wich der gespannte Ausdruck von seinem Gesicht.

Die Frau lächelte. »Ist dein Freund immer so ängstlich?« fragte sie spöttisch.

Der Graugesichtige schüttelte nervös den Kopf und bewegte unruhig die Hände. Sein Mantel raschelte leise. Die Ausbuchtung über den Schultern gab ihm das Aussehen eines Buckeligen.

»Chen ist nicht ängstlich«, sagte er. Seine Stimme zitterte, obwohl er sich alle Mühe gab, sie unter Kontrolle zu behalten. Aber diese harmlos aussehende Frau verwirrte ihn mit jeder Sekunde, die er sie ansah, mehr. Plötzlich konnte er Chens übergroße Vorsicht verstehen. Die Fremde war nicht so harmlos, wie sie aussah. Irgend etwas Fremdes, Bedrohliches umgab sie.

»Er ist nur vorsichtig«, fügte er hinzu.

Die Frau lachte. »Vorsichtig?« wiederholte sie. »Ihr erwartet eine Falle?« Ihre Augen blitzten spöttisch auf. »Immerhin wart ihr es, die um diese Unterredung gebeten haben, nicht ich. Aber macht euch keine falschen Hoffnungen – ich bin zwar gekommen, aber nur, um euch ein letztes Mal zu sagen, wie zwecklos euer Ansinnen ist.«

»Du… weißt, weshalb …«

»Ich weiß, wer euch geschickt hat, ich weiß, weshalb er euch geschickt hat, und ich weiß, was ihr tun sollt, wenn ich ablehne«, sagte die Fremde kühl. »Ich weiß eine Menge. Sogar eure Namen. Deinen, Lao-Chen, und deinen Varana-Kohr.« Sie brach ab, starrte einen Moment lang blicklos zu Boden und schüttelte dann energisch den Kopf. »Es ist zwecklos. Ihr werdet mich nicht überreden, euch zu helfen.«

»Aber du… du weißt doch gar nicht, was wir dir bieten wollen«, sagte Varana-Kohr hastig. »Unser Auftraggeber – Zarangar – bittet dich nicht nur um Unterstützung. Er bietet dir Zusammenarbeit an. Auch für später. Bedenke, wie mächtig ihr beide zusammen werden könnt. Zarangar genießt das Vertrauen von Asmodis, und du …«

»Ich weiß sehr wohl, welchen Preis ihr mir bietet. Aber ich bin nicht zu kaufen. Schon gar nicht in einem Kampf gegen Damona King.«

»Und warum nicht?« fragte Varana-Kohr hastig. Er spürte, daß er mehr und mehr an Boden verlor. Aber er wußte auch, daß er nicht mit leeren Händen zurückkehren konnte. Kirgaal-Chan duldete kein Versagen. Auch nicht bei seinen Vertrauten. »Immerhin«, fuhr er hastig fort, »hast du ihr eine vernichtende Niederlage zu verdanken.«

»So vernichtend war sie nicht, wie meine Anwesenheit beweist«, antwortete die Frau. »Und selbst wenn – ich trage meine Kämpfe allein aus. Und ich suche mir auch meine Verbündeten selbst. Männer wie Zarangar genießen höchstens meine Verachtung. Sagt ihm, daß ich keinen Wert auf seine Hilfe lege. Und sagt ihm noch etwas. Ich habe diesem Treffen nur aus dem einen Grund zugestimmt, ihm eine Botschaft zu übermitteln. Ich möchte nicht, daß Damona King oder Mike Hunter etwas geschieht. Weder jetzt noch zu einem späteren Zeitpunkt. Es wäre besser für ihn, wenn er meinen Wunsch berücksichtigen würde.«

Varana-Kohr sog scharf die Luft ein. Er hatte schon Menschen für weniger hochmütige Worte als diese sterben sehen. Er hörte, wie Lao-Chen sich von seinem Platz an der Tür löste und langsam neben ihn trat, aber er widerstand der Versuchung, den Kopf zu drehen.

Zarangar mußte geahnt haben, daß die Unterredung so oder ähnlich ausgehen würde. Schließlich hatte er seinen Superkiller bestimmt nicht als Fremdenführer mitgeschickt.

Er machte eine hastige Handbewegung, um Lao-Chen zurückzuhalten, und setzte zu einem letzten verzweifelten Versuch an.

»Du solltest dir deine Entscheidung noch einmal überlegen«, sagte er drohend. »Man lehnt das Angebot eines Zarangar nicht so ohne weiteres ab.«

»Ach? Tut man das nicht?« Die Fremde lachte leise, ein perlender, glockenheller Ton, der sich in Varana-Kohrs Ohren wie Hohngelächter anhörte.

»Nun«, fuhr sie nach einer Weile fort, »ist es nicht vielmehr so, daß du Angst davor hast, deinem Herrn meine Antwort zu überbringen?«

Varana-Kohr ächzte. Die Fremde schien ihn zu durchschauen, als wäre er aus Glas. Einen Moment lang musterte sie ihn spöttisch, dann wandte sie mit einem überraschenden Ruck den Kopf. Ihr Blick fixierte Lao-Chen.

»Ich weiß, was du vorhast, Lao-Chen«, sagte sie leise. »Versuche es

nicht.«

Lao-Chen sprang mit einem wütenden Knurren vor, als hätte er nur auf diese Worte gewartet. Aber so schnell seine Bewegung auch war, die Fremde war schneller. Sie wich mit einem eleganten Schritt zur Seite, ließ den Chinesen an sich vorbeistürmen und versetzte ihm einen wuchtigen Handkantenschlag. Lao-Chen brüllte ärgerlich auf, verlor für einen Moment das Gleichgewicht und kämpfte mit wild rudernden Armen um seine Balance. Sein Gesicht flammte vor Zorn, als er herumfuhr. Der Hieb konnte einem durchtrainierten Mann wie ihm nicht einmal richtig weh getan haben, aber dafür hatte er ihn um so zorniger gemacht.

»Lao-Chen!« stieß Varana-Kohr hervor. »Nicht!«

Aber der Killer schien seine Warnung überhaupt nicht wahrzunehmen. Seine Hände öffneten und schlossen sich in einer unbewußten, kraftvollen Bewegung, während er mit wiegenden Schritten auf sein vermeintlich wehrloses Opfer zuging…

Was dann geschah, ging viel zu schnell, als daß Varana-Kohr noch etwas anderes tun konnte als dazustehen und hilflos die Hände vor den Mund zu schlagen.

Hinter der Frau erschien ein nachtschwarzer Schatten. Türkisfarbene Augen flammten auf und musterten den Chinesen mit unverhohlener Mordgier.

Der Killer registrierte die Gefahr im letzten Augenblick, aber seine Reaktion kam um einen Sekundenbruchteil zu spät. Er schrie auf, warf sich zur Seite und riß abwehrend die Unterarme vors Gesicht, als der Panther mit einem wütenden Fauchen auf ihn zusprang. Sein Körper schien sich für Sekunden in einen langgestreckten, schwarzen Blitz zu verwandeln. Die tödlichen Fänge blitzten wie kleine, messerscharf geschliffene Dolche auf, fetzten mit häßlichem Geräusch durch die Smokingjacke des Killers und hinterließen eine vielfache Reihe gerader, parallel laufender Schnitte auf seiner Brust.

Lao-Chen schrie auf, fiel hintenüber und kam mit einer blitzschnellen Drehung wieder auf die Füße. Seine Kleider waren zerfetzt, und auf seinem ehemals blütenweißen Smokinghemd begann sich langsam ein häßlicher, roter Fleck auszubreiten.

Varana-Kohr verfolgte den Kampf mit wachsendem Entsetzen. Er wußte, wie gefährlich der Chinese war. Aber der Panther war nicht irgendeine Raubkatze, sondern ein wahres Prachtexemplar seiner Gattung: schlank, mit seidigem, schwarzen Fell und fast so groß wie ein ausgewachsener Schäferhund stand er abwartend wenige Meter vor dem Chinesen und folgte jeder seiner Bewegungen aus großen, tückisch funkelnden Augen. Der Schwanz peitschte nervös über den Boden, und das kräftige Gebiß in der stumpfen, halb geöffneten Schnauze schien so stabil wie eine Bärenfalle zu sein. Ein dumpfes,

drohendes Knurren drang aus seiner Brust.

Lao-Chen wich Schritt für Schritt zurück, ohne die Raubkatze auch nur für einen Sekundenbruchteil aus den Augen zu lassen. Seine Hände waren vor der Brust zu Fäusten geballt, die Beine leicht gespreizt und in den Knien eingeknickt, – eine Haltung, die jeden Angreifer gewarnt hätte.

Lao-Chens Pech war, daß die Bestie weder etwas von Taekwondo gehört noch den geringsten Respekt davor hatte. Sie fauchte, kauerte sich zum Sprung zusammen und schnellte wie eine entspannte Stahlfeder los. Lao-Chen wirbelte herum, federte ebenfalls hoch und stieß der heranfliegenden Großkatze mit fürchterlicher Wucht den Fuß in den Leib. Das wütende Fauchen des Panthers verwandelte sich in ein helles, klägliches Miauen, während er sich in der Luft überschlug und aus der Bahn geschleudert wurde. Lao-Chen stieß einen triumphierenden Schrei aus, wirbelte herum und setzte hinter der Katze her.

Es war der größte Fehler seines Lebens.

Aber auch der letzte.

Der Panther landete mit einer unglaublich geschmeidigen Bewegung auf dem Boden, wirbelte auf der Stelle herum und richtete sich auf die Hinterpfoten auf. Die Vorderpfoten mit den tödlichen Klauen schlugen sieben-, achtmal hintereinander in schneller Folge zu, zu rasch, als daß ein menschliches Auge die Bewegungen noch einzeln auseinanderhalten konnte. Lao-Chen stieß einen grauenhaften, gurgelnden Schrei aus, schlug die Hände vors Gesicht und taumelte zurück. Zwischen seinen verkrampften Fingern sprudelte dickes, glitzerndes Blut hervor.

Einen Moment lang blieb er reglos stehen, dann sank er langsam in die Knie, fiel schließlich vornüber und rollte mit einem letzten, schmerzhaften Seufzen auf den Rücken.

Varana-Kohr wandte sich ab, als er sah, was die Klauen des Panthers mit Lao-Chens Gesicht gemacht hatten. Unter dem Körper des Chinesen begann sich langsam eine dunkle Blutlache auszubreiten.

Varana-Kohr stöhnte.

»Das war…«

»Notwehr«, unterbrach ihn die Frau.

Auf ihrem Gesicht lag noch immer das gleiche, hochmütige Lächeln wie zu Anfang. Nur der Ausdruck in ihren Augen hatte sich verändert. »Dieser Mann wollte mich töten«, fuhr sie ungerührt fort.

»Und er hätte es getan. Nur aus diesem Grund ist er mitgekommen. Er mußte wissen, welches Risiko er eingeht.« Sie zögerte einen Moment, ging dann zu dem Panther hinüber und streichelte abwesend seinen Kopf. Die Raubkatze schloß die Augen und schnurrte wohlig, als wäre sie ein verhätscheltes Schoßtierchen statt eines tödlichen

Räubers, der vor wenigen Augenblicken einen Menschen umgebracht hatte.

»Geh, Varana-Kohr«, sagte die Frau leise. »Ich könnte dich ebenso töten lassen wie deinen Freund, aber ich werde es nicht tun. Geh und berichte Zarangar, daß ich an einer Zusammenarbeit mit ihm nicht interessiert bin. Und berichte ihm, was geschehen ist, berichte es ihm in allen Einzelheiten. Jeder, der es wagt, gegen mich oder Damona King vorzugehen, wird das gleiche Schicksal erleiden!«

Varana-Kohr warf einen letzten, nachdenklichen Blick auf den entstellten Leichnam des Chinesen und verließ dann wortlos den Raum.

***

Die Straße glänzte wie ein riesiger matter Spiegel. Der Himmel hing ungewöhnlich tief und hatte sich mit bauchigen, grauen Wolken überzogen, die fast bis auf die Dächer der Häuser herunterzuhängen schienen. Der Regen strömte seit Stunden anhaltend und so stark, daß selbst die auf Vollast laufenden Scheibenwischer des Porsche Schwierigkeiten hatten, mit den vom Himmel stürzenden Wassermassen fertig zu werden. Die Straßen waren hier im Zentrum von London wie üblich dicht befahren, aber der Verkehr floß doch merklich ruhiger als gewöhnlich. Die Wagen krochen mit eingeschalteten Scheinwerfern über den spiegelnden Asphalt, und an den Ampeln und Kreuzungen bildeten sich regelmäßig lange Schlangen.

Damona warf einen Blick in den Rückspiegel, setzte den Blinker und scherte mit einem kurzen Tritt auf das Gaspedal aus dem zäh fließenden Verkehrsstrom aus. Die Reifen des Porsche drehten für eine halbe Sekunde auf dem feuchten Straßenbelag durch und katapultierten den feuerroten Flitzer dann in eine freie Parkbucht vor einem dreigeschossigen, im viktorianischen Stil erbauten Gebäude. Sie drehte den Zündschlüssel herum, schaltete Scheibenwischer und Lampen aus und schenkte Mike das schmelzendste Lächeln, zu dem sie fähig war.

»Wir sind da, Liebling«, flötete sie.

Mike Hunter schien ein Stück weiter in die Polster hineinzusinken.

»Bist du sicher, daß du dich nicht verfahren hast?« fragte er, ohne Damona anzusehen. »Bei dem Regen…«

Damona schüttelte den Kopf. »Ganz sicher«, sagte sie bestimmt.

»Sieh selbst – man kann das Schild bis hierher lesen, trotz des Regens. Dr. F. N. Stone, Zahnarzt«, las sie genußvoll vor.

Mike rührte sich nicht.

»Bei einem solchen Wetter jagt man nicht einmal einen Hund vor die Tür«, grollte er. »Aber von mir verlangst du, daß ich hinausgehe.«

Damona lächelte. »Es sind nur ein paar Meter, Mikeschätzchen. Und Doktor Stone hat ein wunderhübsches geheiztes Wartezimmer. Ich bin sicher, daß du dich nicht erkälten wirst. Außerdem bist du ja auch kein Hund, oder?«

Mike warf ihr einen Blick zu, der einen Hochofen in einen Eisblock verwandelt hätte, griff nach dem Verschluß seines Sicherheitsgurtes und fummelte eine Weile daran herum. »Geht nicht«, sagte er schließlich. »Selbst wenn ich wollte – der Gurt klemmt. Wir werden zuerst in die Werkstatt müssen.«

Damona seufzte, beugte sich zu ihm hinüber und drückte auf den Patentverschluß der Dreipunktgurte. Das Schloß öffnete sich mit leisem Klicken, und der Gurt rollte sich automatisch auf.

»Siehst du«, sagte sie, ohne eine Miene zu verziehen. »Du mußt nur mich ranlassen, dann klappt schon alles. Männer und Technik«, fügte sie kopfschüttelnd hinzu.

Mikes Gesichtsausdruck verfinsterte sich noch mehr. »Ich finde es reichlich albern, von Schottland bis nach London zu fahren, nur um sich eine Zahnfüllung machen zu lassen«, sagte er.

»Wir sind nicht nur wegen deines Zahnes hergekommen, Liebster«, korrigierte ihn Damona. »Außerdem – wer sagt dir, daß du eine Füllung bekommst?«

»Stimmt«, murrte Mike. »Weisheitszähne werden im allgemeinen gezogen.«

»Oder ausgegraben.«

Mikes Gesichtsfarbe wechselte von Perl- zu Schneeweiß. »Doktor Stone«, sagte er trotzig. »Wenn ich das schon höre. Doktor Frank N. Stone. Warum nennt sich der Kerl nicht gleich Frankenstein?«

Damona seufzte ergeben. »Er heißt ja in Wirklichkeit auch so«, sagte sie geduldig, »aber wer würde schon zu einem Zahnarzt dieses Namens gehen? Ich habe Verständnis dafür, daß er einen anderen Namen angenommen hat. Du wirst sehen, er ist ein netter Kerl. Vielleicht ein bißchen groß und rauh, aber lieb. Ich gebe zu, seine Behandlungsmethoden mögen ein wenig mittelalterlich anmuten, aber sie sind wirksam. Seine Patienten empfehlen ihn jedenfalls ausnahmslos weiter.«

»Und von wem hast du den Namen?«

»Von Graf Dracula natürlich«, gab Damona ungerührt zurück.

»Von wem sonst?«

Mike stieß ein übertriebenes Wimmern aus und tat so, als wolle er sich in den Polstern des Porsche verkriechen. »Laß uns weiterfahren«, sagte er in einem letzten verzweifelten Versuch. »Schließlich ist es nichts als ein blöder Weisheitszahn…«

»Womit wieder einmal bewiesen wäre, wie unzutreffend die Bezeichnung Weisheitszahn ist«, fiel ihm Damona ins Wort.

Mike blinzelte verwirrt. »Wie meinst du das?«

»Weisheit?« fragte Damona verblüfft. »Bei dir?« Sie lachte hell auf, als sie den betroffenen Ausdruck auf Mikes Gesicht sah, beugte sich über ihn und öffnete mit einem Ruck die Tür. »Und nun raus.«

Sie wartete, bis Mike den Wagen verlassen hatte, und drehte dann den Zündschlüssel herum. Die gebändigten Pferdestärken des Porsche erwachten zu drohendem Leben. »Ich hole dich in zwei Stunden ab!« rief sie Mike noch nach. Aber der schien die Worte gar nicht zu hören. Niedergeschlagen, mit hängenden Schultern und gesenktem Kopf trottete er auf die Eingangstür der Arztpraxis zu.

Damona wartete geduldig, bis Mike das Haus betreten hatte. Und selbst dann ließ sie noch ein paar Minuten verstreichen, um ganz sicher zu gehen, daß er das Haus nicht unverrichteter Dinge wieder verließ. Wenn es um den Zahnarzt ging, war man bei Mike vor keiner Überraschung sicher. Mike Hunter brachte es fertig, sich ohne mit der Wimper zu zucken einem Dutzend bis an die Zähne bewaffneter Gegner entgegenzuwerfen, aber wenn das Wort Zahnarzt in seiner Hörweite auch nur erwähnt wurde, fiel er in Ohnmacht wie eine neunzigjährige Jungfer beim Anblick einer nackten Männerbrust.

Aber er tauchte nicht wieder auf. Vermutlich, dachte Damona spöttisch, hatte Doktor Stone ihn gleich auf seinem Behandlungsstuhl angekettet.

Sie wartete eine Lücke im fließenden Verkehr ab, tippte auf das Gaspedal und ließ den Porsche auf die Straße hinausschießen. Sie hatte noch Zeit. Mike würde wahrscheinlich länger als nur zwei Stunden in der Praxis bleiben müssen. Doktor Stone hatte ihm bereits am Telefon erklärt, daß die Röntgenaufnahmen nicht gut aussahen und vermutlich eine komplizierte Operation notwendig sein würde, und ihr flachsiges Benehmen entsprang im Grunde nichts anderem als ihrem Mitgefühl mit Mike und dem Versuch, seine Nervosität zu überspielen. Einen Augenblick lang überlegte sie, ob sie auf einen Sprung in die Kings Road fahren und im Büro hereinsehen sollte, entschied sich aber dagegen. Die Sitzung, zu der sie und Mike hauptsächlich aus Schottland heraufgekommen waren, begann erst am späten Nachmittag, und sie hatte keine besondere Lust, länger als unbedingt notwendig in der hektischen Atmosphäre des King-Verwaltungsgebäudes zu verweilen. Da war es schon besser, sie fuhr zum Yard und sagte Ben guten Tag. Der kauzige Inspektor würde sich über ihren Besuch freuen.

Sie wechselte die Spur, bog auf die Hauptstraße in Richtung Stadtmitte ein und parkte den Porsche bereits wenige Minuten später vor dem Chrom- und Glasbetonriesen von New Scotland Yard.

Der uniformierte Polizist in der Pförtnerloge nickte bloß freundlich, als Damona an ihm vorbeiging. Durch ihre gute Verbindung mit

Murray waren sie und Mike im Yard recht gut bekannt. Sie betrat den Aufzug, fuhr in die fünfte Etage hinauf und öffnete wenige Augenblicke später die Milchglastür der Mordkommission. In dem hellen, modern eingerichteten Raum herrschte eine rege Betriebsamkeit. Telefone schrillten, drei, vier Männer redeten gleichzeitig und offenbar in dem Bemühen, sich gegenseitig zu überbrüllen, und in einer Ecke unter dem Fenster summten zwei Fernschreiber und ein supermodernes Computerterminal um die Wette.

Damona blieb einen Moment lang unter der Tür stehen und hielt nach Ben Ausschau. Er war nicht da, aber das besagte nicht viel.

Dieses Zimmer war nur eines von vielen, der Vorraum gewissermaßen, in dem ungebetene Besucher aufgehalten und abgefertigt werden konnten. Die eigentliche Mordkommission lag hinter der Südwand mit ihren zahlreichen gleichförmigen Türen.

Einer der jungen Beamten, die die Schreibtische in dem weitläufigen Raum bevölkerten, sah bei ihrem Eintreten auf, runzelte einen Moment lang die Stirn und erhob sich dann hastig. Ein erleichtertes Lächeln huschte über sein jugendlich straffes Gesicht, als er ihr entgegeneilte.

»Miss King! Sie schickt der Himmel!«

Damona griff automatisch nach der dargebotenen Hand und schüttelte sie, während sie verzweifelt versuchte, sich an den Namen des Beamten zu erinnern.

»Ich… bin eigentlich nur gekommen, um Inspektor Murray einen guten Tag zu wünschen«, sagte sie verlegen. »Und …«

»Ich sage ja, Sie schickt der Himmel«, fiel ihr der Beamte ins Wort. »Um ehrlich zu sein, haben wir schon überlegt, ob wir Sie oder Mister Hunter anrufen sollen.«

»Ist Ben hier?« fragte Damona harmlos.

»Hier?« Auf dem Gesicht ihres Gegenübers erschien ein gequälter Ausdruck. »Hier ist gar kein Ausdruck. Er fällt uns seit drei Tagen auf den Nerv.« Er seufzte. »Dabei ist er noch für vier Wochen krankgeschrieben. Wissen Sie – ein gesunder, diensttuender Ben Murray ist schon schlimm genug, aber einer, der außer Dienst ist und noch dazu krank und noch schlechter gelaunt als normal…« Er brach ab, verdrehte in gespielter Verzweiflung die Augen und zog Damona am Arm hinter sich her durch den Raum.

»Vielleicht können Sie ihn hier herausschaffen«, sagte er. »Bevor der erste Mord in den Räumen von Scotland Yard geschieht. Noch ein paar Tage, und ich garantiere für nichts mehr.«

Damona lächelte. »Ist er so schlimm?«

»Schlimmer. Sehen Sie selbst.« Ihr Führer stieß eine Tür am rückwärtigen Ende des Raumes auf und deutete mit einer anklagenden

Geste hinein. »Er sitzt seit heute morgen hier, liest drei Jahre alte Protokolle und mäkelt über jeden Tippfehler.«

Damona unterdrückte ein Grinsen, als sie Bens kurzbeinige Gestalt hinter dem mit Akten und einzelnen Blättern überladenen Tisch erblickte. Murray steckte im wahrsten Sinne des Wortes bis über beide Ohren in Arbeit. Der Aschenbecher vor ihm quoll über, und die Klimaanlage schien den Kampf gegen die beißenden blauen Rauchschwaden schon vor Stunden aufgegeben zu haben.

Damona schob die Tür hinter sich zu, trat dicht an den Tisch heran und räusperte sich in übertriebener Art.

Ben sah verärgert auf. Aber der mißmutige Ausdruck verschwand sofort wieder von seinem Gesicht, als er Damona erkannte.

»Damona!« Er sprang auf, kam mit kleinen, trippelnden Schritten um den Tisch herum und umarmte Damona kurz und heftig.

»Schön, daß du mich besuchst«, sagte er erregt. »Woher wußtest du, wo ich bin? Hast du bei mir zu Hause angerufen?«

Damona schüttelte den Kopf. »Das war gar nicht nötig. Mike und ich haben Wetten abgeschlossen, ob du gleich aus dem Krankenbett hierhergekrochen bist oder vorher eine Nacht in deinem Bett verbracht hast.«

Murray grinste. »Ich fürchte, ihr habt beide verloren. Ich war fast eine Woche zu Hause, bis ich die Untätigkeit nicht mehr ausgehalten habe.« Er seufzte. »Ich weiß, was du sagen willst, Damona – aber gib dir keine Mühe, mich zu ändern. Ich liebe meinen Beruf nun mal über alles.«

Damona warf ihre Handtasche auf einen Stuhl und setzte sich auf die Tischkante. »Das ist aber kein Grund, in einer staubigen Aktenkammer zu vergammeln, wenn man schon mal frei hat«, sagte sie nach einem langen Rundblick durch den Raum.

Murray machte eine wegwerfende Handbewegung. »Der erste Eindruck täuscht. Man findet eine Menge interessanter Dinge, wenn man einmal die Zeit hat, in alten Akten zu blättern. Vor allem eine Menge Schlampigkeiten«, fügte er nach sekundenlangem Zögern hinzu.

Damona begann die Nöte von Bens jungem Kollegen allmählich zu verstehen.

»Eigentlich bin ich ja gekommen, um dich zu einem Kaffee einzuladen«, sagte sie vorsichtig.

Ben schüttelte den Kopf. »Ich habe eine Woche lang in Cafés herumgesessen und die Zeit totgeschlagen. Es ist lieb gemeint, aber…«

Damona verstand. Ben hatte manchmal eine sehr direkte Art, eine Einladung abzulehnen. Aber sie kannte ihn ein wenig zu gut, um darüber noch düpiert zu sein.

»Ich sehe schon, ich muß direkt zur Sache kommen«, sagte sie,

während sie nach ihrer Handtasche griff und sich am Verschluß zu schaffen machte.

»Zur Sache? Welche Sache?«

Damona klappte die Tasche auf und entnahm ihr ein herausgerissenes, auf die Größe eines Papiertaschentuches zusammengefaltetes Zeitungsblatt.

»Die *Times* von gestern«, sagte sie, während Murray das Blatt sorgfältig glättete und rasch den rot angekreuzten Bericht überflog.

»Weißt du etwas darüber?« fragte sie.

Murray sah auf. »Den Unfall im Tierpark?«

»Wenn es ein Unfall war.«

Murray schüttelte bedauernd den Kopf. »Das fällt nicht in mein Ressort, leider. Aber ich kann versuchen, Einzelheiten für dich herauszubekommen, wenn du willst. Was interessiert dich daran?«

»Eigentlich alles«, sagte Damona ausweichend. »Du weißt gar nichts darüber?«

»Nicht viel mehr, als hier in der Zeitung steht«, gab Murray zu.

»Man sagt mir ja nichts, seit ich dienstuntauglich geschrieben bin. Statt dankbar zu sein, daß ich trotzdem hier erscheine und meinen Kollegen unter die Arme greife…« Er brach ab, als er das spöttische Glitzern in Damonas Augen bemerkte, räusperte sich verlegen und blickte dann wieder auf die Zeitung.

»Die offizielle Version lautet auf Unfall«, fuhr er in verändertem Tonfall fort. »So, wie es aussieht, ist dieser Kerl in das Raubtierhaus eingebrochen. Vermutlich wollte er eines der Tiere stehlen.«

»Einen schwarzen Panther.«

»In unseren Unterlagen steht Leopard«, sagte Ben. »Worin besteht der Unterschied?«

Damona lächelte. »In der Farbe. Aber glaubst du wirklich, jemand ist so lebensmüde, einen Leoparden aus dem Zoo stehlen zu wollen?«

»Das Tier galt als handzahm. Und es gibt immer wieder Verrückte, die viel Geld für die unglaublichsten Dinge ausgeben. Vielleicht hat man diesem Chinesen ein verlockendes Angebot gemacht. Nur scheint die Sache schiefgegangen zu sein. Das Tierchen war wohl nicht ganz so zahm, wie er annahm, oder er hat es gereizt… was weiß ich. Jedenfalls hat es ihm den Garaus gemacht.«

»Und daran glaubt der Yard?« fragte Damona zweifelnd.

Murray zuckte die Achseln. »Vorerst werden wir es müssen. Die Untersuchungen sind allerdings noch nicht abgeschlossen, und ich weiß auch nicht sehr viel über den Fall. Warum fragst du?«

Damona zögerte und starrte einen Moment lang an Murray vorbei auf die skurrilen Muster, die der Regen auf die beschlagene Fensterscheibe gemalt hatte.

»Aus zwei Gründen«, sagte sie schließlich. »Erstens interessiere ich

mich seit einiger Zeit brennend für alles ungewöhnliche, bei dem Katzen eine Rolle spielen, und zweitens kannte ich den Mann.«

»Den Chinesen?« fragte Murray verblüfft.

»Lao-Chen, ja. Das heißt, nicht persönlich, aber ich habe eine Menge über ihn gehört, als ich drüben in Frankreich war. Lao-Chen war ganz gewiß niemand, der sich nachts in einen Tierpark schleicht, um einen Panther zu klauen.«

»Mach es nicht so spannend, Damona«, drängte Ben ungeduldig.

»Wer oder was war dieser Lao-Chen?«

»Ein Killer«, antwortete Damona ruhig. »Einer von Zarangars Killern. Der beste.«

***

»Mietz! Komm, Mietz! Kooomm, Mietzmietzmietzmietzmietz…«

Henry Durane blinzelte durch das halbgeöffnete Küchenfenster auf den schäbigen Hinterhof herunter, auf dem die alte Mrs. Landscape – mit einer Porzellanschüssel voller Katzenfutter bewaffnet und nur mit zerschlissenen Filzpantinen und einem betagten Morgenmantel bekleidet – seit einer geschlagenen Viertelstunde nach ihrer entlaufenen Katze suchte, quittierte ein weiteres, verzweifeltes

»Mietzmietzmietzmietz…« mit einem boshaften Grinsen und tippte sich bezeichnend an die Stirn, als er sich umwandte und zum Tisch zurückschlurfte.

»Die alte Schreckschraube von nebenan sucht mal wieder ihr Katzenvieh«, sagte er, während er sich ächzend auf den wackeligen dreibeinigen Hocker fallen ließ und einen Schluck Bier trank. Seine Frau hielt für einen Moment mit Kartoffelschälen inne, blickte mißbilligend auf die Flasche in seiner Hand und beugte sich dann tiefer über ihre Arbeit.

»Du solltest nicht so von Mrs. Landscape reden«, sagte sie leise.

»Sie ist eine nette alte Dame, die niemandem etwas getan hat.«

»Ich habe ja auch nichts gegen sie«, murrte Henry. »Nur gegen ihr ›Mietzmietzmietz‹«, machte er mit schriller Stimme die verzweifelten Rufe der alten Frau nach. »Sie geht mir auf die Nerven damit. Schon lange. Sie soll entweder auf ihre Mistviecher aufpassen oder sich Schildkröten oder Schnecken anschaffen. Die laufen nicht so schnell weg.« Er lachte schrill über seinen eigenen Witz, stellte die geleerte Bierflasche auf den Tisch zurück und klaubte sich eine neue aus dem griffbereit stehenden Kasten.

»Wie viele von diesen Biestern hat sie eigentlich mittlerweile?« fragte er.

»Vier oder fünf.«

»Fünf Katzen!« empörte sich Durane. »In einer Dreißig-Quadratmeter-Wohnung. So was ist ja schon unhygienisch!«

Seine Frau sah auf, blickte tadelnd auf sein seit Tagen unrasiertes Kinn, die schwarzgeränderten Fingernägel und das Unterhemd, in dem er seit einer Woche lebte und schlief, und murmelte etwas, das Henry nicht verstand. Aber ihr Mann hätte wahrscheinlich auch dann nicht darauf geachtet, wenn er die Worte verstanden hätte. Er war mittlerweile dabei, sich selbst in Rage zu reden. Er öffnete eine neue Flasche Bier, preßte die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen und murmelte:

»Ich werde mit dem Hausmeister darüber reden. So geht das nicht weiter. Die Viecher müssen weg. Sie oder die Alte.«

»Die Katzen sind alles, was die alte Frau hat, Henry«, warf seine Frau schüchtern ein. »Sie würde es nicht überleben, wenn du sie ihr wegnimmst.«

Durane lachte gehässig und nahm einen langen, geräuschvollen Schluck aus der Bierflasche. Ein dünnes, glitzerndes Rinnsal lief über sein Kinn und tropfte auf sein schmieriges Unterhemd. Er nahm nicht einmal Notiz davon.

»Du hast doch selbst gesagt, daß du die Wohnung mit dazunehmen willst, wenn die alte Gewitterziege nicht mehr lebt«, lallte er.

Seine Frau ließ das Messer und die halb geschälte Kartoffel sinken und starrte ihn mit unverhohlener Abscheu an. Ihre Finger verkrampften sich auf der Tischdecke.

»Du… du bist widerlich«, sagte sie leise.

»Widerlich?« Henry Durane kicherte, stand auf und hielt sich an der Tischkante fest, *um* nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Seine Augen begannen allmählich glasig zu werden. Der Alkohol, den er seit dem frühen Morgen in sich hineingeschüttet hatte, begann seine Wirkung nun voll zu entfalten.

»Ich bin widerlich, soso«, sagte er mit schwerer Zunge. »Ich werde dir zeigen, wie widerlich ich sein kann. Ich werde jetzt hinübergehen und der alten Schachtel sagen, daß die Katzen wegkommen.« Er lachte glucksend. »Vielleicht regt sie sich so darüber auf, daß sie der Schlag trifft. Wäre die einfachste Lösung.« Er rülpste, nahm einen weiteren, gewaltigen Zug aus der Bierflasche und ging schwankend zur Tür.

Seine Frau versuchte ihn aufzuhalten, aber er wischte sie mit einer wütenden Armbewegung zur Seite, drückte die Klinke herunter und wankte auf den von dämmerigem Licht und durchdringendem Kohlgeruch erfüllten Hausflur hinaus. Durch die dünnen Wohnungstüren drang Musik, Kindergeschrei und die undeutlichen Stimmen der anderen Hausbewohner, und in der obersten Etage schienen ein paar Kinder auf dem Hausflur Rollschuhlaufen zu üben – unter normalen Umständen ein Grund für Durane, in die Luft zu gehen und sich beim Hausmeister zu beschweren. Heute hörte er den Lärm kaum. Er baute sich vor der Wohnungstür von Mrs. Landscape auf,

klopfte *ein* paarmal und wartete mit kampflustig vorgerecktem Kinn, daß geöffnet wurde. Es dauerte eine Weile, bis ihm wieder einfiel, daß die alte Frau ja noch im Hof auf der Suche nach ihrem entlaufenen Haustier war.

Er grunzte, trat noch einmal wütend gegen die Tür und ging dann mit unsicheren Schritten zur Treppe hinüber, um auf die Alte zu warten.

Seine Geduld wurde nicht übermäßig strapaziert. Schon nach wenigen Minuten verkündeten mühsame, schlurfende Schritte auf der Treppe, daß die alte Frau ihren bepelzten Liebling gefunden oder die Suche aufgegeben hatte.

Durane grinste voller Vorfreude, baute sich auf dem Treppenabsatz auf und stemmte die Fäuste in die Hüften, als die alte Frau unter ihm auftauchte.

»Mister Durane«, Mrs. Landscape nickte freundlich, als sie schnaufend und nach Atem ringend neben ihm anlangte. Sie blieb einen Moment stehen und versuchte sich an der breitschultrigen Gestalt des Mannes vorbeizudrängen.

Durane vertrat ihr ärgerlich den Weg.

»Ich muß Sie sprechen«, sagte er undeutlich. »Wegen dieser Viecher. Der Katzen.«

Mrs. Landscape blinzelte irritiert und strich automatisch mit der Hand über den Kopf der Katze, die sie wie ein Baby in der Armbeuge trug. Das Tier fauchte, legte die Ohren an und funkelte wütend zu Durane empor.

»Was… was ist mit meinen Katzen?« fragte die alte Frau unsicher.

»Sie müssen weg«, lallte Durane.

»Weg?« echote Mrs. Landscape verwirrt. »Ich… ich verstehe nicht, was Sie meinen, Mister Durane.«

»Du verstehst mich ganz gut, alte Kuh!« brüllte Durane in einem plötzlichen Wutanfall. »Deine Viecher stinken durchs ganze Haus und maunzen Tag und Nacht rum, daß man kein Auge zukriegt. Ich…«

»Aber das stimmt doch gar nicht, Mister Durane«, unterbrach ihn Mrs. Landscape sanft. »Ich mache die Tiere täglich sauber, und sie sind so leise, daß ich mir wirklich nicht vorstellen kann, daß sie jemanden stören.«

»Mich stören sie aber!« schrie Durane, nun außer sich vor Wut. Er trat einen Schritt vor und wollte nach der Katze in Mrs. Landscapes Arm greifen, um ihr auf handgreifliche Art und Weise zu demonstrieren, was er mit den Tieren zu tun gedachte.

Aber er hatte nicht mit der Schnelligkeit der Katze gerechnet. Das Tier warf sich fauchend herum, schlug blitzschnell nach seinem Gesicht und biß ihn noch einmal kräftig in die Hand, ehe es zu Boden sprang und davonlief.

Durane schrie überrascht auf, prallte einen halben Schritt zurück und griff verblüfft nach dem blutigen Kratzer auf seiner Wange. In seinen Augen flackerte ein Ausdruck zwischen Unglauben und mühsam zurückgehaltener Mordlust.

Mrs. Landscape schlug erschrocken die Hand vor den Mund.

»Das… das tut mir furchtbar leid, Mister Durane«, sagte sie. »Ich verstehe nicht, warum Susie das getan hat. Sie ist sonst ein lammfrommes Tier. Sie … sie muß geglaubt haben, sie wollten mir etwas tun.« Sie trat besorgt näher und wollte nach dem fast fingerlangen Schnitt auf Duranes Wange greifen, aber Durane schlug ihr grob die Hand beiseite, fuhr herum und stürmte ohne ein weiteres Wort in seine Wohnung zurück.

Seine Frau sah auf und ließ erschrocken das Messer sinken, als sie das Blut auf seinem Gesicht sah. Die Wunde blutete heftig, und die Verletzung sah weit schlimmer aus, als sie tatsächlich war.

»Was ist passiert?«

Durane schmetterte die Tür mit einem Fußtritt hinter sich ins Schloß. »Was passiert ist, fragst du?« Er deutete wütend auf sein blutverschmiertes Gesicht und dann auf die tiefe Bißwunde in seinem Handballen. »Du fragst noch, was passiert ist? Die alte Zimtziege hat eines ihrer Ungeheuer auf mich gehetzt! Sieh dir an, wie ich zugerichtet bin«, sagte er mit weinerlicher Stimme. »Die Viecher sind gemeingefährlich! Es hätte nicht viel gefehlt, und das kleine Biest hätte mir die Augen ausgekratzt. Und die alte Schachtel tut auch noch so, als wäre überhaupt nichts passiert. Behauptet auch noch, das Tier hätte sie bloß verteidigt. Aber warte!« Er ließ sich wütend auf den Stuhl fallen, grabschte nach der Bierflasche und leerte sie in einem einzigen, gewaltigen Zug.

»Das war das letzte Mal, daß ein Mensch durch diese Bestien in Lebensgefahr geraten ist, das verspreche ich dir. Ich werde der Sache einen Riegel vorschieben.«

»Was hast du vor?« fragte seine Frau mißtrauisch.

Durane klaubte ein schmutzstarrendes Taschentuch aus der Hosentasche und begann sich das Blut aus dem Gesicht zu wischen.

»Das wirst du schon sehen«, grollte er. »Warte nur ab, und du wirst erleben, was ich mit jemandem mache, der mich angreift. Warte nur ab!«

***

Auch wenn man bedachte, daß das STAR-Hotel schon bessere Zeiten erlebt hatte, gehörte es noch immer zu einem der ersten Häuser Londons. Namensgleich mit einem längst dem Verfall anheimgegebenen, nur drei Straßenzüge weiter westlich gelegenen Hotel, das seine Blütezeit im ausklingenden neunzehnten Jahrhundert

gehabt hatte und seit einem halben Jahrzehnt unbarmherzig vom Zahn der Zeit zernagt wurde und nur noch als Unterkunft für Ungeziefer, Hippies und Stadtstreicher diente, erhob sich das neue STAR als schimmernder Glasturm fast dreißig Stockwerke weit in den regenverhangenen Himmel über London, ein spiegelnder Koloß, auf dessen polierter Oberfläche die grauen Regenwolken in umgekehrter Richtung dahinzuziehen schienen. Eine schier endlos lange, mehrfach gestaffelte Reihe von Autos, die vor den himmelstürmenden Linien des Hochhauses zu Spielzeuggröße zusammenschrumpften, umgab den Koloß wie ein liebevoll angelegtes, kreisförmiges Mosaik, und hinter den einseitig verspiegelten Panoramascheiben flammten trotz der noch frühen Stunde bereits die ersten Lichter auf. Auf der Spitze der fast fünfzig Meter hohen Antennenanlage, die das Dach des Hotelgiganten krönte, blinkte ein winziges, rotes Warnlicht.

Der Mann schlug seinen Mantelkragen hoch, zog die Schultern zusammen, als sich ein eisiger Windstoß durch den dünnen Stoff seines Regenmantels biß, und wich tiefer in den Sichtschutz der Rhododendren-Büsche zurück, die den gewundenen Spazierweg flankierten. Der Park gehörte zum Grundstück des STAR, aber er war um diese Tageszeit und bei dem herrschenden unfreundlichen Wetter so gut wie ausgestorben, ein Umstand, der dem Graugesichtigen nur recht war. Er hatte den halben Nachmittag in der Umgebung des Hotels verbracht, aber nicht den Mut gefunden, einfach hineinzugehen und in der vollklimatisierten Empfangshalle Schutz vor dem Wetter zu suchen. Dieses Risiko konnte er nicht eingehen. Obwohl das STAR in den letzten Jahren viel an Glanz und Ansehen verloren hatte, hielt es immer noch streng auf seine überkommenen Vorschriften und Gebräuche. Es war immer noch ein First-Class-Hotel, in dem eine Übernachtung kaum unter hundert Pfund zu bekommen war und in dem man streng auf Einhaltung gewisser Normen achtete. In seinem zerschlissenen Regenmantel wäre Varana-Kohr nicht einmal am Türsteher vorbeigekommen, geschweige denn an der Rezeption. Und er konnte es sich nicht leisten, Aufsehen zu erregen. Nach dem, was dem Chinesen zugestoßen war, schon gar nicht.

Er wich noch tiefer in den Schutz des dichten grünen Blattwerkes zurück, als ein Gärtner auf einem Elektrokarren den Weg heruntergeschnurrt kam, einen Eimer voller Besen, Rechen und anderer Gartengeräte auf der Ladefläche vor sich. Seine Hände krümmten sich zu gefährlichen Krallen und zuckten unkontrolliert. Für einen Moment mußte Varana-Kohr mit aller Macht gegen den Drang angehen, sich aus seinem Versteck heraus auf den Ahnungslosen zu stürzen.

Er mußte sich beherrschen, wenigstens eine gewisse Zeit noch.

Wenn das, was er vorhatte, gelang, würde Kirgaal-Chan ihn reich

belohnen. Er würde mehrere Stufen auf der Rangleiter der höllischen Organisation hinauffallen und direkt neben Kirgaal-Chan sitzen. Wenn nicht… Varana-Kohrs Gedanken verfinsterten sich.

Wenn er keinen Erfolg hatte, brauchte er sich um seine Zukunft keine Sorgen mehr zu machen. Kirgaal-Chan würde die Sache auf seine eigene Art erledigen… und ihn gleich mit.

Nein – sein Vorhaben mußte einfach gelingen. Varana-Kohr war gewiß kein Feigling, aber den Mut, mit leeren Händen vor Zarangar und seinen Herrn zu treten, brachte selbst er nicht auf. Wenn er allerdings Damona Kings Kopf mitbrachte – bildlich gesprochen – würde Zarangar über das Scheitern der Verhandlungen mit der Babtel madr nicht mehr allzu wütend sein.

Varana-Kohr ballte in stummer Wut die Fäuste und wartete ungeduldig darauf, daß die Sonne unterging. Die Zeit schien mit quälender Langsamkeit zu verstreichen, und Varana-Kohr hatte das Gefühl, schon seit Ewigkeiten im Schutz des Busches zu stehen und reglos abzuwarten, als es endlich dunkel geworden war. Vorsichtig löste er sich von seinem Platz, sah sich noch einmal sichernd nach allen Seiten um und huschte dann lautlos zur Rückseite des Hotels.

Die spiegelnde Flanke des Hotelgiganten erhob sich wie eine gewaltige künstliche Klippe über ihm. Eine schmale, durch einen optischen Trick fast unsichtbare Feuertreppe zog sich an der Rückseite des Gebäudes empor und verband die einzelnen Stockwerke miteinander. Der Blick der dunklen, grausamen Augen wanderte nachdenklich an dem dünnen Metallgespinst entlang und erreichte schließlich die verdunkelte Fensterfront des Penthouses, das Damona King und Mike Hunter für dieses Wochenende gemietet hatten.

Über die schmale Feuertreppe war das oberste Stockwerk leicht zu erreichen, aber Varana-Kohr wußte auch, daß ihm dieser Weg ebenso wie der durch die Eingangshalle verwehrt war – das STAR besaß eine ausgeklügelte Alarmanlage, die ein unbefugtes Eindringen von außen so gut wie unmöglich machte. Er brauchte nur einen Fuß auf die Feuerleiter zu setzen, um von einem ganzen System von Sensoren und Videokameras erfaßt und registriert zu werden.

Aber Varana-Kohr war nicht auf normale Methoden angewiesen, denn Varana-Kohr war kein gewöhnlicher Einbrecher. Er war nicht einmal ein gewöhnlicher Mensch. Er war überhaupt kein Mensch…

Varana-Kohr war ein Killer-Engel, einer aus der zahllosen Schar von Kirgaal-Chans Gefolgsleuten!

Er trat in den Schatten zweier Ulmen, die an der Rückseite des Hotels wuchsen, warf einen letzten, sichernden Blick in die Runde und streifte dann mit einem entschlossenen Ruck seinen Regenmantel ab. Darunter kam ein schlanker, wunderbar proportionierter Körper zum Vorschein, aus dessen Rücken zwei mächtige, an übergroße

Adlerschwingen erinnernde Flügel wuchsen.

Varana-Kohr seufzte lautlos, als er seinen Körper endlich von der quälenden Einschnürung des Kleidungsstücks befreit hatte. Wie ein Vogel, der nach tagelanger Ruhe zum erstenmal wieder sein Gefieder säubert, spreizte er die mächtigen weißen Flügel, legte den Kopf in den Nacken und schüttelte sich. Die gigantischen, fast acht Meter breiten Adlerschwingen schimmerten hell auf, als Varana-Kohr aus dem Sichtschutz der Bäume hervortrat. Er legte die Arme an den Körper, federte in den Knien ein und stieß sich mit einer spielerisch anmutenden Bewegung ab. Die riesigen Schwingen zerteilten mit einem machtvollen Rauschen die Luft, trugen seinen Körper mit einem einzigen Schlag weit über die Höhe der Baumwipfel hinaus und schlugen erneut. Wie ein riesiger, schöner Vogel kreiste der Killer-Engel sekundenlang über dem Park, drehte sich dann mit einer gewagten Wendung dem Hotel zu und schoß fast senkrecht in die Höhe. Zwei, drei Flügelschläge genügten, um ihn auf die Höhe des Penthouses zu bringen.

Mit einer eleganten Bewegung setzte er vor den großen Panoramascheiben der Hotelsuite auf, blieb einen Moment lang lauschend stehen und griff dann zögernd nach der Balkontür. Sie war nicht verschlossen.

Varana-Kohr atmete unhörbar auf, faltete die Schwingen an den Körper und huschte wie in lautloser, tödlicher Schatten ins Zimmer.

Einen Moment lang blieb er lauschend und mit zusammengekniffenen Augen stehen und sah sich in dem weiten, abgedunkelten Raum um.

Damona King und Mike Hunter waren noch nicht da. Gut. Es war besser, wenn er genügend Zeit hatte, sich die Räumlichkeiten anzusehen und einen Hinterhalt zu planen. Damona King war kein unbedarftes Mädchen, das man einfach überrumpeln konnte, sondern eine gefährliche Gegnerin, die immer für eine Überraschung gut war. Er durfte ihr keine Chance lassen.

Varana-Kohrs Gesicht verzog sich zu einem boshaften, satanischen Lächeln. Damona King war schon so gut wie tot.

***

Ben Murray ließ Messer und Gabel sinken, tupfte sich *mit* einer affektiert wirkenden Geste die Lippen und lächelte zufrieden. »Das war das beste Essen, das mir seit Monaten über den Weg gelaufen ist«, sagte er anerkennend. »Eines muß man euch lassen – ihr versteht zu leben.«

Damona nippte an ihrem Wein, lächelte Ben über den Rand des Glases hinweg an und nickte dann. »Das Kompliment gebührt Mike«, sagte sie. »Wenn es um Adressen von vorzüglichen Restaurants geht,

macht ihm keiner was vor.«
Ben grinste. »Dafür ißt er aber selbst recht wenig.«
Mike starrte einen Moment lang auf den noch fast unberührten Teller vor sich, warf Ben einen finsteren Blick zu und zündete sich eine Zigarette an. Sein Gesicht wirkte verschwollen und rot. Die linke Wange war merklich dicker als die andere, und um seine Mundwinkel lag ein gequälter Ausdruck.
»Immer noch Zahnschmerzen?« fragte Damona, wieder ernst werdend.
»Was heißt hier immer noch? Sie fangen gerade erst richtig an«, antwortete Mike. Seine Worte klangen undeutlich, da er sich bemühte, den Kiefer beim Sprechen möglichst wenig zu bewegen. Er tastete mit spitzen Fingern nach seiner geschwollenen Wange, zuckte schmerzhaft zusammen und warf Damona einen gequälten Blick zu. »Ich glaube, den heutigen Tag vergesse ich so schnell nicht.«
»War es so schlimm?« fragte Ben.
Damona nickte. »Zuerst der Zahnarzt, und dann ein unterhaltsamer Nachmittag in der Chefetage des King-Konzerns«, sagte sie.
»Das reicht. Mir würde es jedenfalls reichen.«
»War es wenigstens erfolgreich?«
Mike schüttelte den Kopf. »Im Gegenteil. Zum Zahnarzt muß ich noch ein paarmal, und die Verhandlung…«, er seufzte, spielte in Gedanken mit seinem goldenen Feuerzeug und sog hörbar die Luft ein. »Eine Pleite auf der ganzen Linie, sozusagen.«
»Geschäftliche Schwierigkeiten?«
»Jede Menge. Vorsichtig ausgedrückt, hat der King-Konzern schon bessere Tage gesehen. Unser Ägypten-Geschäft beginnt sich zu einer mittleren Katastrophe auszuweiten.«
»Was nicht heißt, daß wir am Hungertuch nagen«, sagte Damona hastig, als sie Bens schuldbewußten Blick auf die Speisenkarte bemerkte.
Murray blinzelte irritiert. »Und ich dachte, der Flughafen wäre der lukrativste Auftrag, den ihr jemals bekommen habt.«
»Umsatzmäßig schon«, gab Mike zu. »Nur springt leider kein Gewinn heraus. Oder jedenfalls fast keiner. Und das Bißchen, das übrigbleibt… kennst du die Steuern, die unsere geliebte Majestät ihren Untertanen abverlangt, sobald sie mehr als das Allernotwendigste zum Leben verdienen?«
Murray nickte mit säuerlichem Gesicht. »Ich kenne meine, und das reicht.«
Mike sog an seiner Zigarette und schloß für einen Moment die Augen. »Irgend etwas machen wir falsch. Nicht nur geschäftlich. Ganz egal, was wir anpacken – wir stolpern von einer Breduille in die nächste.« Er seufzte noch einmal, drückte seine Zigarette aus und

stand auf, um die Rechnung zu zahlen.

Murray blickte ihm kopfschüttelnd nach.

»Was hat er eigentlich?« fragte er, nachdem Mike außer Hörweite war.

Damona zuckte die Achseln. »Zahnschmerzen, vermutlich.«

»Das meine ich nicht. Mike ist eigentlich niemand, der Trübsal bläst – weder mit noch ohne Zahnschmerzen. So kenne ich ihn gar nicht.«

Damona überlegte eine Weile, trank noch einen Schluck Wein und stellte ihr Glas pedantisch auf den feuchten Ring auf der Tischplatte zurück, ehe sie antwortete.

»Vermutlich sitzt ihm unser letztes Abenteuer noch in den Knochen. Ich habe dir davon erzählt… Die Geschichte mit der Hohepriesterin der Katzen.«

Murray nickte. Damona hatte ihm im Laufe des Nachmittages alle Einzelheiten der Vorfälle erzählt. Der Inspektor gehörte zu den wenigen Menschen, die Damona und Mike ganz ins Vertrauen gezogen hatten. Und er war ein geduldiger Zuhörer, wenn es sein mußte.

»Und in gewissem Sinne kann ich ihn sogar verstehen«, fuhr die junge Konzernchefin nach einer nachdenklichen Pause fort. »Weißt du, Ben, ich hatte im stillen gehofft, endlich ein wenig friedlicher leben zu können, nachdem die Moodrohr vernichtet wurden. Aber dieser Wunsch scheint nicht in Erfüllung zu gehen. Kaum ist man eine Sorge los, taucht die nächste auf…«

»Du glaubst, diese Batel Dingsbums…«

»Babtel madr«, half Damona aus.

Ben nickte. »Diese Babtel wasweißich wird wieder von sich hören lassen?« fuhr er ungerührt fort.

Damona lächelte. »Sie macht mir die wenigsten Sorgen. Ich denke da an einen ganz anderen Freund von mir.«

»Zarangar?«

»Genau. Dieser Chen war einer seiner Männer, ganz egal, was deine Kollegen im Yard nun herausgefunden haben oder nicht. Und er hat seine Gründe dafür gehabt, ihn hierherzuschicken.«

»Und daß er ausgerechnet von einer Großkatze umgebracht worden ist, paßt ausgezeichnet ins Bild«, spann Murray den Faden weiter. »Leider sind mir in dieser Hinsicht die Hände gebunden. Ich kann unmöglich meinem Chef diese Geschichte auftischen und ihn bitten, alle Katzen Londons überwachen zu lassen.«

Damona lächelte flüchtig. »Natürlich nicht. Aber sie könnten wenigstens nach dem entlaufenen Panther suchen.«

Murray machte ein Gesicht, als hätte er unvermittelt auf eine saure Zitrone gebissen.

»Erwähne bloß das Wort Panther nicht mehr in meiner Gegenwart«, sagte er weinerlich. »Der halbe Yard hat drei Tage Kopf gestanden und

nach dem Mistvieh gefahndet.«

»Und?«

»Nichts, und«, sagte Ben zerknirscht. »Die liebe kleine Mieze ist spurlos verschwunden. Wahrscheinlich ist sie schon lange nicht mehr in London. Jedenfalls ist das die offizielle Lesart.«

»Und die inoffizielle?«

Murray zuckte die Achseln. »Ich bin noch nicht offiziell im Dienst, Damona«, erinnerte er. »Ich erfahre nicht alles. Leider. Aber ich verspreche dir, mich darum zu kümmern. Spätestens, wenn ich wieder gesundgeschrieben bin.«

»Und wann wird das sein?«

»Das wissen allein Gott und mein Arzt«, gab Murray säuerlich zurück. »Ich fühle mich zwar schon wieder ganz fit, aber so, wie es aussieht, werde ich wohl noch ein paar Wochen Zwangsurlaub machen müssen.«

Damona überlegte einen Moment. »Was hältst du davon, ein paar Tage davon auf King's Castle zu verbringen?« fragte sie schließlich.

»Wir fahren am Montag zurück. Du könntest uns begleiten.«

Mike kam zurück, klaubte sein Feuerzeug und die Zigarettenpackung vom Tisch auf und räusperte sich. »Gehen wir?«

»Schon?«

Mike nickte. »Ich fühle mich nicht sehr wohl, wenn ich ehrlich sein soll. Wir können ja im Hotel noch eine Flasche Wein trinken. Vielleicht hat Ben Lust, mitzukommen.«

Murray überlegt einen Moment und nickte dann zu Damonas Überraschung. »Warum nicht? Immerhin kann ich morgen ausschlafen. Und es gibt noch ein paar Dinge, die ich mit euch bereden wollte. Gehen wir.« Er stand auf, half Damona – ganz alter Gentleman – in den Mantel und folgte ihnen auf den Parkplatz. Mike schloß den Porsche auf und quetschte sich ächzend auf den schmalen Notsitz, der für seine hoch aufgeschossene Gestalt um mehrere Nummern zu klein erschien.

»Du fährst nicht selbst?« fragte Damona erstaunt.

»Nein« Mike deutete bezeichnend auf seine geschwollene Wange und schüttelte den Kopf. »Es ist ja nicht weit. Fahr ruhig. Oder laß Ben fahren.«

Murray nickte erfreut, quetschte sich hinter das Steuer und wartete, bis Damona auf dem Beifahrersitz Platz genommen hatte, ehe er nervös nach dem Zündschlüssel griff und den Motor des Porsche startete.

Damona verbiß sich ein Lächeln. Sie wußte, wie gerne Ben mit dem teuren Sportwagen fuhr, nur war er normalerweise zu schüchtern, sie danach zu fragen.

Der Porsche rollte langsam vom Parkplatz herunter und fädelte sich

in den fließenden Verkehr ein. Der Regen hatte kurz nach Dunkelwerden aufgehört, aber die Straßen waren immer noch feucht und glitschig, so daß Ben vorsichtig fuhr und kaum Gelegenheit hatte, die ungebändigte Kraft des Porschemotors spielen zu lassen.

Trotzdem bereitete es ihm sichtliches Vergnügen, den Wagen zu fahren.

Sie lehnte sich zurück, seufzte und blickte gedankenverloren aus dem Seitenfenster. London war zu einem Meer aus Licht und farbigen Leuchtreklamen geworden; ein Bild, das trotz seiner pulsierenden Aktivität auf sonderbare Weise beruhigend auf Damona wirkte.

Vielleicht, weil diese Stadt trotz aller Gefahren, die sie barg, noch ein Stück der vertrauten Welt war. Und doch spürte sie, wie sich der Atem von etwas Unheimlichen, Fremden über die Millionenstadt auszubreiten begann, ein Gefühl, als hätte eine unsichtbare, gigantische Hand nach der Riesenstadt gegriffen und begönne langsam und unbarmherzig zuzudrücken. Hinter den vertrauten Silhouetten und Umrissen schien etwas Fremdes, Bedrohliches zu wogen.

Sie bewegte den Kopf und blinzelte durch das Lichtermeer zu dem himmelstürmenden Schatten des STAR hinüber, der selbst hier in der Nähe der City noch die meisten anderen Gebäude überragte.

Für einen unendlich kurzen Moment hatte sie plötzlich den Eindruck, in ein Paar schrägstehende, grüne Augen zu blicken…

Katzenaugen…

Aber das mußte eine Täuschung gewesen sein. Als sie noch einmal hinsah, war der Himmel leer. Nur das bedrückende, unsichere Gefühl in ihrem Inneren blieb.

***

Der Drei-Minuten-Schalter lief klickend aus und löschte das Licht im Hausflur. Von einer Sekunde auf die andere wurde es wieder dunkel, und der lange, kahle Flur mit den feuchten Wänden, von denen die Farbe abblätterte, und den wurmstichigen Holztüren versank in schattigem Grau und Schwarz, in die das schräg durch die Oberlichter hereinfallende Mondlicht kleine, asymmetrische Flecke unwirklicher Helligkeit stanzte.

Henry Durane atmete hörbar auf und trat aus der Nische unter der Treppe hervor. Es hätte wirklich nicht viel gefehlt, und der Spätheimkehrer, der gerade lautstark an ihm vorübergepoltert war und seine Wohnungstür hinter sich zugeschmettert hatte, wäre geradewegs in ihn hineingelaufen. Durane hatte extra bis lange nach Dunkelwerden gewartet, ehe er in seine schwere schwarze Arbeitsjacke geschlüpft und auf den Flur hinausgehuscht war. Er legte keinen besonderen Wert darauf, bei dem, was er vorhatte, beobachtet zu werden.

Auf Zehenspitzen schlich er über den Flur, preßte das Ohr gegen die Wohnungstür von Mrs. Landscape und lauschte mit angehaltenem Atem. Es fiel ihm schwer, ruhig stehenzubleiben. Er hatte den ganzen Tag über weitergetrunken, und im Grund war es ein Wunder, daß er sich überhaupt noch auf den Beinen halten konnte. Aber der Alkohol hatte ihn in seinem Entschluß, sich für den Biß in die Hand und den Kratzer im Gesicht zu rächen, noch bestärkt.

Ein Konglomerat leiser, einzeln nicht unterscheidbarer Geräusche drang durch das dünne Holz der Tür. Durane glaubte Stimmen zu hören, war sich aber nicht sicher. Im Hintergrund dudelte eine leise, schwermütige Musik, und in regelmäßigen Abständen war etwas zu hören, das Durane an einen albern klingenden Laut erinnerte, der entstehen mochte, wenn ein nicht sonderlich talentierter Mensch das Maunzen einer Katze nachzuahmen versuchte.

Duranes Gesicht verzerrte sich für einen Moment vor Wut. Instinktiv griff er sich an die Wange und tastete über das schmale Pflaster. Der Schnitt brannte noch immer, und der Schmerz erinnerte ihn an die schmähliche Niederlage, die ihm die fast neunzigjährige Frau zugefügt hatte. Er würde sich dafür rächen!

Seine Hand glitt in die Tasche und krampfte sich um den Griff des schartigen Küchenmessers. Er zögerte Sekunden, dann ließ er sich auf ein Knie herab und lugte durch das Schlüsselloch.

Flackernder, rötlichgelber Lichtschein erfüllte die schmale Diele.

Ein leichter Weihrauchgeruch wehte zu ihm heraus, und der schwermütige Gesang wurde lauter. Wahrscheinlich hatte die Alte den Fernseher eingeschaltet und war wie üblich davor eingeschlafen, überlegte Durane. Für sein Vorhaben war das nur gut.

Er stand auf, sammelte all seinen Mut und drückte die Klinke herunter. Die Tür schwang mit leisem Quietschen nach innen. Durane huschte hindurch, preßte sich neben der Tür an die Wand und wartete einen Moment mit angehaltenem Atem. Das rötliche Licht war nun deutlicher – ein flackernder, heller und dunkler werdender Schein, der durch die halb offenstehende Tür der Wohnküche drang und die winzige Diele in eine geisterhafte Atmosphäre tauchte.

Für einen winzigen Moment zögerte Durane noch. Plötzlich kam ihm seine Idee, hier einzubrechen und der Sache ein für allemal ein Ende zu bereiten, gar nicht mehr so gut vor. Aber er war schon zu weit gegangen, um jetzt noch zurückzukönnen. Außerdem war die Sache nicht halb so gefährlich, wie es den Anschein hatte, versuchte er sich zu beruhigen. Die Alte schlief regelmäßig jeden Abend vor dem Fernseher ein, und alles, was er zu tun hatte, war, ihr das Hörgerät wegzunehmen, ohne daß sie aufwachte. Die Alte war so gut wie taub ohne die elektronische Hörhilfe.

Ein leises Geräusch ließ ihn herumfahren. Die Verbindungstür zum

Wohnraum war weiter aufgeschwungen. Duranes Herz begann zu hämmern. Eine eisige Faust schien sich um seinen Magen zusammenzukrampfen.

Aber es war nur eine Katze, ein großes, pechschwarzes Tier mit jadegrünen Augen, das in der Tür erschienen war und ihn mit einer Mischung aus Feindseligkeit und Neugier anstarrte.

Durane widerstand der Versuchung, das Messer aus der Tasche zu ziehen und dem Vieh die Kehle durchzuschneiden. Das hatte Zeit bis später. Zuerst mußte er dafür sorgen, daß ihm die Alte nicht in den Weg kam.

Er huschte geduckt durch den Vorraum, legte die Hand auf die Türklinke und zog die Tür behutsam auf.

Der Anblick, der sich ihm bot, verschlug ihm buchstäblich den Atem.

Die Wohnung war nach dem gleichen Grundriß aufgeteilt wie seine eigene, aber er erkannte das Zimmer kaum wieder.

Schwarze, seidig schimmernde Stoffe waren über Wände und Decke gespannt worden und verdunkelten den Raum fast vollkommen. Möbel und Teppiche waren aus dem Zimmer entfernt worden, und vor der gegenüberliegenden Wand hockte eine Reihe zusammengekauerter, vermummter Gestalten, die in der nur von zwei Kerzen erhellten Dämmerung lediglich als schwarze Schatten zu erkennen waren. Ihre Oberkörper bewegten sich im Takt der schwermütigen, gesummten Melodie hin und her, und die Hände vollführten beschwörende, schlängelnde Bewegungen in der Luft. Aber von all dem nahm Durane kaum etwas wahr. Sein Blick war starr auf die schlanke, dunkelhäutige Frau gerichtet, die im Zentrum des Zimmers in einem mit Kreide auf den Boden gezeichneten Pentagramm hockte und ihn aus spöttisch glitzernden Augen entgegenblickte.

Neben ihr hockte ein massiger, zusammengerollter Schatten.

Ein Panther! durchzuckte es Durane.

Neben der zierlichen Frau hockte ein riesiger, blauschwarzer Panther, leckte sich die Pfoten und schnurrte wie ein zufriedenes Hauskätzchen, während ihn die Frau hinter den Ohren kraulte.

Durane begann zu zittern. Er wollte schreien, aber seine Kehle war zugeschnürt, so daß er nur einen kläglichen, wimmernden Ton hervorbrachte.

»Tritt näher, Henry Durane«, sagte die Frau. Sie hatte eine dunkle, wohltönende Stimme, die Durane einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließ.

Seine Beine setzten sich ohne sein Zutun in Bewegung. Er näherte sich dem Pentagramm, bliebt dicht vor den Kreidestrichen stehen und kniete nieder. Sein Körper bewegte sich wie eine willenlose Marionette.

»Wir haben dein Kommen erwartet, Henry«, sagte die Fremde. Sie lächelte flüchtig, aber es war ein Lächeln, das Henry hätte aufstöhnen lassen, wäre er dazu in der Lage gewesen. Sein Blick wanderte nervös vom Gesicht der Frau zu dem des riesigen Panthers und verharrte für einen Moment angstvoll auf den fast fingerlangen Reißzähnen der Bestie.

»Er tut dir nichts«, sagte die Frau, als hätte sie seine Gedanken gelesen. »Sharik tut nichts ohne meinen Befehl. Du hast nichts zu befürchten. Er ist nur böse, weil er spürt, was du vorgehabt hast.« Sie schüttelte in sanftem Tadel den Kopf. »Das war sehr dumm von dir, Henry. Hierherzukommen und einer armen alten Frau ihre Katzen ermorden zu wollen. Es hätte nicht funktioniert«, schloß sie mit einem leisen, spöttischen Lachen. Sie stand auf und machte eine komplizierte Handbewegung. Die Kerzen flackerten mit einem Mal höher auf, und Durane konnte mehr Einzelheiten erkennen.

Drei der Leute, die entlang der Wände saßen und aus blicklosen Augen vor sich hinstarrten, kannte er – Mrs. Landscape, Meillers, den Hausmeister, und den hünenhaften Schwarzen, der vor einem halben Jahr im Erdgeschoß eingezogen war. Die anderen waren ihm fremd. Die Männer und Frauen schienen unter dem gleichen, unsichtbaren Einfluß zu stehen wie er selbst. Ihre Gesichter waren starre Masken, in denen sich kein Muskel regte, und ihre Bewegungen erinnerten kaum mehr an die von Menschen, sondern von synchron laufenden, perfekten Robotern. Ihre Oberkörper wiegten sanft hin und her, und ihre Hände zeichneten Schlangenlinien und komplizierte Muster in die Luft. Die Perfektion, mit der sie dies taten, hätte jedem großen Ballett zur Ehre gereicht. Durane fiel auf, daß sie alle gleich gekleidet waren: lange, lose fallende Gewänder, die an Mönchskutten erinnerten und über den Kopf in einer spitzen Kapuze geschlossen waren, so daß nur ein schmaler Ausschnitt des Gesichtes zu erkennen blieb.

Und es gab noch eine Gemeinsamkeit: Neben jeder Gestalt hockte eine Katze und blickte ihn aus brennenden Augen an!

Durane stöhnte. Mit einem Male hatte er das Gefühl, von einer weichen, sanften und doch ungeheuer starken Hand gepackt und langsam zusammengepreßt zu werden. Ein helles, schmerzhaftes Prickeln breitete sich auf seiner Haut aus. Seine Hände zuckten.

»Dein Verdacht ist berechtigt«, fuhr die Frau hinter seinem Rücken fort. »Diese Menschen sind meine Diener, oder meine Sklaven, wenn du so willst. So, wie auch du in wenigen Augenblicken mein Sklave sein wirst. Willkommen im Clan der Löwen.«

Durane fuhr mit einem erstickten Aufschrei herum. Für einen Moment fegte seine Angst sogar die lähmende Hand des fremden Geistes beiseite. Er schrie abermals auf, ballte die Fäuste und stürzte sich mit einem verzweifelten Keuchen auf die dunkelhäutige Frau.

Das letzte, was er sah, war ein schwarzer, flammenäugiger Schatten, der ansatzlos vom Boden hochfederte und auf ihn zusprang.

***

Varana-Kohr ließ die Vorhänge zurückgleiten, drehte sich um und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. Er hatte die vergangenen zwei Stunden damit zugebracht, die Hotelsuite genau zu durchsuchen und sich jede Einzelheit einzuprägen. Die Zeit verstrich mit quälender Langsamkeit. Der Killer-Engel war es gewohnt, geduldig auf sein Opfer zu lauem, aber die Untätigkeit und die wachsende Spannung zehrten doch an seinen Nerven. Es war spät – die dunkelroten Leuchtziffern der Digitaluhr über der Bar zeigten 23.47 an, und es wurde Zeit, daß Damona King und Mike Hunter heimkehrten. Varana-Kohr brannte es unter den Nägeln, seine Opfer endlich in die Fänge zu bekommen. Außerdem hielt er sich schon viel zu lange in London auf. Zarangar war kein sehr geduldiger Mensch, und er und Chen waren schon seit Tagen überfällig. Die meisten Menschen mochten die Existenz von Dämonen, Geistern oder gar Wesen wie Killer-Engeln bezweifeln, aber dumm waren sie nun auch nicht. Wenn er sich zu lange unter Menschen aufhielt, würde seine Tarnung früher oder später *gelüftet* werden, und sei es nur durch einen dummen Zufall. Schon so war es im Grunde ein kleines Wunder, daß die graugesichtige, buckelige Gestalt nicht schon mehr Aufsehen erregt hatte.

Nein – er mußte noch heute Nacht aus London verschwinden.

Und er würde es tun. Aber nicht, ohne Damona Kings Leichnam mitzunehmen.

Ein leises Geräusch ließ ihn erstarren; ein schleifendes Schaben, zu leise für ein menschliches Gehör, für die überscharfen Sinne des Killer-Engels jedoch deutlich wahrzunehmen. Sein Blick huschte nervös zu den geschlossenen Doppeltüren des Aufzuges, der direkt in die Eingangshalle des Penthouses führte. Aber die Kontrolleuchten darüber blieben stumm. Und der Laut war auch aus einer anderen Richtung gekommen.

Varana-Kohr fuhr mit einer blitzschnellen Bewegung herum. Der Raum lag dunkel und leer vor ihm, aber er war sicher, daß er sich das Geräusch nicht nur eingebildet hatte.

Noch während er lauschte, wiederholte sich der Laut.

Varana-Kohr verharrte einen Moment lang reglos und huschte dann zur Balkontür. Die riesige Freiterrasse lag scheinbar verlassen vor ihm, nur unzureichend beleuchtet vom zuckenden Rotlicht auf der Spitze des Antennenmastes.

Er schob die Vorhänge beiseite und starrte konzentriert durch die Fensterscheibe. Irgendwo vor ihm bewegte sich etwas! Aber in der

flackernden roten Beleuchtung waren keine Einzelheiten auszumachen. Varana-Kohr überlegte einen Moment und öffnete dann kurz entschlossen die Schiebetür. Er mußte sich den Rücken freihalten, wenn er sicher sein wollte.

Ein Schwall kalter, nach Regen riechender Luft schlug ihm entgegen. Er trat zögernd auf die Terrasse hinaus, ging – immer wieder vorsichtig nach rechts und links schauend – zur Balkonbrüstung und lehnte sich hinüber. Die Flanke des Hotels stürzte unter ihm fast hundert Meter weit senkrecht in die Tiefe, ein Anblick, der einen normalen Menschen hätte schwindeln lassen. Aber Varana-Kohr war ein Wesen, das die Luft ebenso wie den festen Boden zu seinem Element gemachte hatte, und für ihn hatte der Anblick nichts Bedrohliches. Er spähte mißtrauisch hinunter, wandte sich dann um und ging langsam zum Penthouse zurück. Er fröstelte.

Nach dem angenehm geheizten Klima im Inneren der Hotelsuite spürte er das eisige Aprilwetter doppelt, und er war froh, als er die Tür wieder hinter sich schließen konnte.

Ein huschender Lichtreflex auf der Glasscheibe warnte Varana-Kohr im letzten Augenblick. Er prallte erschrocken zurück, wirbelte herum und riß in einer instinktiven Abwehrbewegung die Arme hoch. Ein heller, pelziger Körper flog auf ihn zu, verkrallte sich in seinen nackten Unterarmen und schlug spuckend und beißend nach seinem Gesicht.

Varana-Kohr schrie auf, packte die Katze mit beiden Händen und brach ihr mit einer einzigen wütenden Bewegung das Rückgrat.

Dann holte er aus und warf das hilflos zuckende Tier in den Spiegel über der Bar.

Das helle Klirren der Spiegelscherben ging in wütendem Fauchen und Zischen unter. Der gesamte Raum schien schlagartig zum Leben zu erwachen.

Varana-Kohr prallte entsetzt zurück, als er begriff, daß er in eine Falle gegangen war.

Der Raum war erfüllt von Katzen! Hunderte, wie es schien. Sie sprangen aus dunklen Ecken auf ihn zu, ließen sich von Möbelstücken auf ihn herabfallen, tauchten hinter Sofakissen und Stühlen auf und quollen wie ein kochender, lebender Strom über die Bartheke.

Varana-Kohr schrie. Seine Flügel zuckten unkontrolliert und zerschmetterten Möbel und Glas. Er taumelte zurück, brach einer Katze das Genick und schleuderte eine zweite mit einem wütenden Fußtritt durch die Fensterscheibe. Aber für ein Tier, das er tötete, schien ein Dutzend neuer aus dem Boden zu wachsen. Sie klammerten sich an seine Arme und Beine, verbissen sich in seine Flügel und krallten sich in seinen Rücken. Schon nach wenigen Sekunden war der Körper des Killer-Engels mit einer Unzahl kleiner, blutender Wunden

übersät. Er krümmte sich zusammen, verschaffte sich mit einer verzweifelten Bewegung für Sekunden Luft und schlug abermals mit den mächtigen, weißen Schwingen. Die Bewegung verwandelte den Raum endgültig in ein Chaos aus zersplitterndem Glas und berstenden Möbeln. Mit einem wütenden Schrei schüttelte er ein halbes Dutzend Katzen ab, das sich in seinen Schwungfedern verkrallt hatte, fuhr schwerfällig herum und versuchte, das Fenster zu erreichen.

Wenn es ihm gelang, auf die Terrasse zu kommen, hatte er gewonnen. Hier drinnen war er hilflos, aber draußen konnte er die ungeheure Kraft seiner Adlerschwingen einsetzen und den Ungeheuern entkommen.

Die Tiere schienen genau zu spüren, was der Killer-Engel vorhatte.

Fauchend warfen sie sich gegen seine Beine, verkrallten sich in seine Flügel und versuchten ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Varana-Kohr schlug blind vor Schmerz und Angst um sich, taumelte und stolperte über einen umgestürzten Stuhl. Sofort war die gescheckte Flut über ihm. Für einen Moment schien der Körper des Killer-Engels unter Dutzenden von Katzen zu verschwinden. Eine dunkle, übelriechende Lache schwarzen Dämonenblutes begann sich auf dem Teppich auszubreiten.

Aber Varana-Kohr war kein Mensch, sondern ein Wesen, dessen Metabolismus über wesentlich größere Kraftreserven verfügte. Er schrie gellend auf, als sich die nadelspitzen Dolche einer Katzenpfote in sein linkes Auge bohrten, riß das Tier von sich herunter und brach ihm das Genick. Die riesigen Flügel zuckten. Klirrend ging die Glasscheibe der Balkontür zu Bruch und überschüttete den Raum mit einem Hagel kleiner, scharfkantiger Splitter. Varana-Kohr bäumte sich auf, schleuderte die Katzen von sich und kam mit einer verzweifelten Drehung wieder auf die Füße. Alles, was er empfand, war Schmerz. Sein linkes Auge war blind, das andere schien hinter einem Vorhang aus wirbelnden roten Schleiern zu liegen. Katzen zerrten an seinen Flügeln, gruben ihre Zähne erbarmungslos in seine Beine und schlugen mit kleinen, rasiermesserscharfen Krallen nach seinen Händen. Er wankte, riß eines der Tiere von seiner Schulter herunter und benutzte es als Keule, um die anderen auf Distanz zu halten. Das Manöver verschaffte ihm für einen Augenblick Luft.

Varana-Kohr wimmerte, schlug noch einmal um sich und sprang dann mit einem verzweifelten Satz durch die Balkontür.

Ein gellender, unmenschlicher Schrei zerriß die Luft. Varana-Kohr bäumte sich auf, griff mit verkrümmten Händen nach seinem Rücken und zerrte an der dolchspitzen Glasscheibe, die zwischen seinen Flügeln hervorgetreten war. Langsam begann sich sein ehemals weißes Gefieder schwarz zu färben.

Der Killer-Engel zitterte, stieß ein letztes, wimmerndes Keuchen aus

und erschlaffte dann.

Varana-Kohrs Träume von Macht und Anerkennung waren ausgeträumt…

***

Clarissa Durane drückte zögernd die Klinke herunter, stockte einen Moment und trat dann mit zitternden Knien auf den Flur hinaus. In ihrem Magen war ein flaues Gefühl, und ihre Knie bebten so stark, daß sie sich zu jedem Schritt zwingen mußte. Sie hatte Angst. Henry war seit fast einer Stunde weg. Irgend etwas mußte passiert sein.

Clarissa hatte lange wach gelegen und die Schlafzimmerdecke angestarrt, ehe sie den Mut gefunden hatte, aufzustehen und nach ihrem Mann zu sehen. Sie hatte sich schlafend gestellt, als Henry kurz vor Mitternacht aufgestanden und aus dem Zimmer geschlichen war, aber sie hatte ganz genau gewußt, was er vorhatte. Das Küchenmesser war verschwunden, ebenso Henrys schwere Baumwolljacke und seine Handschuhe. Es war nicht schwer zu erraten, wozu er diese Dinge brauchte. Irgend etwas in Clarissa schien zerbrochen zu sein, als ihr klar wurde, was Henry der alten Frau antun wollte, und für wenige Sekunden hatte sie ernsthaft mit dem Gedanken gespielt, die Polizei zu rufen, um Henry von seinem Vorhaben abzubringen. Aber damit würde sie alles nur schlimmer machen. Sie kannte ihren Mann gut genug, um zu wissen, daß sie ihn niemals von etwas abbringen konnte, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte.

Sie blieb einen Moment lang auf dem verdunkelten Hausflur stehen und lauschte. Irgend etwas war schiefgegangen, dessen war sie sich sicher. Henry hätte längst zurücksein müssen. Vielleicht, dachte sie mit klopfendem Herzen, war die alte Frau wachgeworden und hatte Henry bei seinem Vorhaben überrascht. Aber an diese Möglichkeit wollte sie lieber gar nicht erst denken. Henry, immer noch voller Groll wegen des Vorfalles am Nachmittag, mit einem Dutzend Flaschen Bier im Leib und einem Messer in der Hand, von der Alten überrascht, wie er ihre Katzen umbringen wollte… sie schauderte, schloß sekundenlang die Augen und wartete, bis ihr wie rasend klopfendes Herz sich ein wenig beruhigt hatte. Wahrscheinlicher war, daß er den Mut verloren hatte und zu seinen Saufkumpanen gegangen war, um sich endgültig vollaufen zu lassen. Jedenfalls hoffte Clarissa dies.

Trotzdem – sie mußte Gewißheit haben.

Sie trat an die Wohnungstür von Mrs. Landscape, hob die Hand und zögerte noch einmal. Es war fast zwölf, und ihr fiel keine plausible Ausrede ein, um ihre Nachbarin um diese Zeit noch zu wecken.

Von drinnen ertönte ein polterndes Geräusch. Eine Stimme – nicht Henrys und auch nicht die von Mrs. Landscape – sagte etwas, dann näherten sich Schritte der Tür. Clarissa fuhr herum, verschwand mit

einem Satz in ihrer Wohnung und spähte mit jagendem Herzen durch den Türspalt.

Die Tür der Nachbarwohnung schwang quietschend auf. Eine hochgewachsene, schlanke Frauengestalt betrat den Hausflur, tastete nach dem Lichtschalter und drückte ihn.

Clarissa zuckte unwillkürlich zusammen, als sie die fremde Frau sah. Sie war groß – sicher größer als Henry – und von einer fremdartigen, bizarren Schönheit. Ein kostbarer Wolfsfellmantel verhüllte ihre Gestalt bis zu den Waden, und unter dem breitkrempigen Hut fiel eine Fülle schwarzen, ungebändigten Haares auf die Schultern herab. Die Frau sagte etwas in einer exotisch klingenden Sprache, lachte leise und trat vollends auf den Flur hinaus.

Clarissas Herz machte einen schmerzhaften Sprung, als sie den riesigen schwarzen Panther sah, der der Frau auf dem Fuß folgte. Das Tier schnurrte leise; ein durchdringender, schwingender Ton, der sich durch den Fußboden fortsetzte und die dünnen Bretter unter Clarissas Füßen zum Vibrieren zu bringen schien.

Hinter der Frau traten weitere Männer und Frauen aus der Wohnung, sieben, acht, zehn, schließlich ein Dutzend. Neben jedem ging eine kleine Hauskatze. Aber es sah nicht so aus, als folgten die Tiere ihren Herren. Clarissa hatte eher den Eindruck, daß es sich umgekehrt verhielt. Die Bewegungen der Menschen waren starr, ungelenk, wie die von Robotern, die man manchmal im Fernsehen in Science-Fiction-Filmen sah. Und bei ihnen war – Henry!

Clarissas Augen weiteten sich ungläubig. Ihr Mann folgte der unheimlichen Frau vollkommen willenlos. Sein Gesicht war zu einer starren Maske geworden, in der die Augen wie zwei halb erloschene Kohlen glühten.

Clarissa wartete mit angehaltenem Atem, bis die stumme Prozession im Treppenhaus verschwunden war. Dann drehte sie sich um, ging zum Telefon und wählte mit bebenden Fingern die Nummer von Scotland Yard.

***

»Ich weiß nicht, ob es eine gute Idee war, mitzukommen«, sagte Ben, als sie im Aufzug zum Penthouse des STAR hinauffuhren. »Es ist doch schon recht spät.«

»Keine Ausflüchte«, fiel ihm Damona ins Wort. »Du hast versprochen, noch eine Flasche Wein mit uns zu trinken, und darauf bestehe ich jetzt. Außerdem«, fügte sie nach einem Blick auf die Armbanduhr hinzu, »ist es so spät nun auch wieder nicht. Gerade Mitternacht.«

»Geisterstunde«, bemerkte Mike säuerlich.

»Trotzdem«, beharrte Ben. »Es ist zwölf, und zwei junge Leute wie ihr…«

»Haben im Moment Zahnschmerzen«, unterbrach ihn Mike. »Ich weiß ja nicht, ob du denkst, was ich denke, was du denkst, Ben, aber wenn du es denkst, denkst du falsch. Ich will nichts als in mein Bett. Allein.«

Murray wurde rot, stotterte etwas und konzentrierte sich dann völlig auf die an- und ausgehenden Lichter der Liftanzeige. Die Kabine hielt mit einem kaum spürbaren Ruck an, als die oberste Lampe aufglomm. Damona klaubte ihren Schlüssel aus der Handtasche, steckte ihn ins Schloß und wartete ungeduldig, daß die Türen aufglitten.

»Wir haben wirklich noch Zeit, Ben«, sagte sie. »Und außerdem – *Vorsicht!*«

Es ging so schnell, daß Ben hinterher überhaupt nicht mehr wußte, was eigentlich passiert war.

Damona ließ sich blitzschnell zu Boden fallen, riß in der gleichen Bewegung den Luger aus der Handtasche und stieß Ben grob gegen die Kabinenwand. Mike federte ansatzlos herum, hechtete aus dem Aufzug und kam nach einer eleganten Rolle wieder auf die Knie, die Waffe im Anschlag vorgestreckt.

Die Hotelsuite war ein einziges Chaos. Ein widerlicher, süßlicher Geruch hing in der Luft, und von irgendwoher erklang ein leises, klägliches Miauen. Die Suite sah aus, als hätte sie jemand mit großer Gründlichkeit und noch mehr Geduld methodisch zertrümmert.

»Was…«, machte Ben verdutzt.

»Still!« Mike stand geschmeidig auf, hielt Ben und Damona mit einer befehlenden Geste zurück und drehte sich mit schußbereiter Waffe einmal um seine Achse. Ben konnte direkt sehen, wie angespannt seine Nerven waren.

Vorsichtig tastete er nach dem Lichtschalter. Übergangslos wurde das Zimmer in grelles, schattenloses Neonlicht getaucht.

Damona stand vorsichtig auf, tauschte einen stummen Blick mit Mike und schlüpfte an Murray vorbei aus der Kabine. Dann blieb sie wie angewurzelt stehen und stieß ein erstauntes Keuchen aus. Ihre Augen weiteten sich ungläubig.

Murray tastete automatisch nach seiner nicht vorhandenen Dienstwaffe, warf Damona einen zweifelnden Blick zu und trat ebenfalls aus der Kabine, um eine halbe Sekunde später entsetzt zurückzuprallen.

Das Bild, das sich ihm bot, war gleichermaßen faszinierend wie grauenhaft. Eine riesige, geflügelte Gestalt stand vor der Panoramascheibe des Penthouses. Murrays Blick tastete ungläubig über den schlanken, perfekt geformten Körper des geschlechtslosen Wesens.

Auf den ersten Blick hätte man das, was da stand, für eine griechische Götterstatue halten können. Das Wesen wandte Murray den Rücken zu und stand in leicht vornübergebeugter Haltung vor der

Balkontür. Aus seinen Schulterblättern wuchsen zwei gigantische, weiße Schwingen, die das Fenster und einen Großteil des Appartements ausfüllten und rechts und links gegen die Wände stießen.

Ben schüttelte den Kopf, murmelte etwas Unverständliches und warf Damona einen hilfesuchenden Blick zu.

»Das… das darf nicht wahr sein«, ächzte er. »Ich träume. Sag mir, daß ich träume, Damona.«

»Du träumst nicht, Ben. Es sei denn, wir träumen alle drei den gleichen Traum.«

»Aber was…«, machte Ben mit einer hilflosen Geste auf die gewaltigen, ausgebreiteten Schwingen des Wesens, »ist das?«

»Ein Killer-Engel«, antwortete Mike an Damonas Stelle. »Einer von unseren ganz besonderen Freunden.« Er brach ab, sog scharf die Luft ein und sah Damona an. »Bleib hier. Ich gehe mit Ben auf die Terrasse und sehe nach, ob unser kleiner Liebling hier allein war.«

Ben starrte entsetzt auf die dreieckige, blutverschmierte Glasscheibe, die zwischen den Schulterblättern des Wesens hervorragte, und eilte dann hinter Mike her. Sie verließen das Penthouse auf der gegenüberliegenden Seite und umrundeten es hastig.

Der Anblick ließ Murray aufstöhnen. Der Killer-Engel stand leicht vornübergebeugt in der zerbrochenen Balkontür. Die weit ausgebreiteten Flügel vermittelten ihm den Eindruck, als stütze er sich damit ab, um für den Absprung Kraft zu sammeln.

Dieses Wesen würde nirgendwo mehr hinfliegen, erkannte Ben. Es mußte in irrsinniger Angst versucht haben, durch die geschlossene Balkontür zu brechen. Die doppelwandige Glasscheibe hatte dem Ansturm seines Körpers nicht standhalten können und war zerbrochen, aber ein fast anderthalb Meter langer, dreieckiger Glassplitter war im Rahmen steckengeblieben. Der Killer-Engel hatte sich selbst aufgespießt.

Ben schüttelte sich, warf der Gestalt einen letzten, ungläubigen Blick zu und ging dann langsam zum Hintereingang zurück. Mike folgte ihm, nachdem er die Terrasse hastig abgesucht und sich davon überzeugt hatte, daß keine weiteren unangenehmen Überraschungen auf sie warteten.

»Ich verstehe das nicht«, murmelte er.

Mike antwortete nicht. Er schob seine Waffe unter die Jacke zurück, bedeutete Ben mit einer ungeduldigen Geste, sich zu beeilen und ging dann rasch zu Damona zurück. Die junge Hexe stand noch immer reglos vor der Liftkabine und starrte den toten Killer-Engel an. Ihr Gesicht hatte alle Farbe verloren. Sie zitterte, und auf ihrer Stirn perlte ein Netz feiner, glitzernder Schweißtröpfchen.

Mike eilte an ihr vorüber, drückte einen Knopf auf der Schalttafel des

Aufzuges und wartete, bis die Kabine abgefahren war.
Damona wandte mühsam den Kopf. »Zarangar«, sagte sie. Ihre Stimme zitterte.
Mike nickte grimmig. »Sieht so aus. Zuerst dieser chinesische Knochenbrecher, dann der da. Unser Freund gibt nicht so leicht auf. Hätte mich auch gewundert«, fügte er hinzu.
»Aber wer… hat den Killer-Engel getötet«, murmelte Damona.
»Ich begreife das nicht.«
Statt einer Antwort ging Mike an ihr vorbei und hob einen kleinen, grauweiß getigerten Körper vom Boden auf.
»Eine Katze!« keuchte Murray. Einen Moment lang starrte er ungläubig auf den leblosen Körper in Mikes Händen. »Aber das…«
»Da sind noch mehr«, sagte Mike lakonisch.
Murray ächzte. Mike hatte Recht. Jetzt, als er genau hinsah, erkannte er überall tote Katzen; ein, vielleicht zwei Dutzend kleiner, verkrümmter Körper, die reglos auf dem Boden oder zwischen umgestürzten Möbelstücken lagen.
»Du… du meinst, die Katzen haben ihn umgebracht?« fragte er ungläubig.
Mike lachte humorlos. »Umgebracht hat er sich netterweise selbst, aber damit hat er ihnen nur die Arbeit abgenommen. Hast du dir sein Gesicht nicht angesehen?«
Murray nickte widerstrebend. Er hatte das Gesicht des Wesens gesehen, auch die unzähligen Wunden, die seinen Körper überdeckten, aber er hatte angenommen, daß diese von der zerbrochenen Fensterscheibe stammten.
Plötzlich fiel ihm das leise, wehleidige Wimmer auf. Er sah sich suchend um, ging schließlich hinter die Bar und kniete nieder. Vor ihm lag eine kleine, schneeweiße Perserkatze, die ein klägliches Miauen ausstieß. Murray hob das Tier vorsichtig hoch und untersuchte es flüchtig, ehe er es behutsam auf die Bar legte. Die Katze wimmerte, versuchte auf die Füße zu kommen und brach wieder zusammen.
Ihre Vorderläufe waren gebrochen.
Damona löste sich endlich aus ihrer Erstarrung und kam mit schnellen Schritten zu ihm herüber. Auf ihrem Gesicht spiegelte sich ein mitleidiger Ausdruck, als sie sich über das Tier beugte und zärtlich seinen Nacken kraulte.
Mikes Gesichtsausdruck verfinsterte sich. »Ich brauche dir wohl nicht zu erzählen, was diese Szene zu bedeuten hat«, grollte er. »Das dürfte ein Liebesgruß deiner Freundin Babtel madr sein, wie dir hoffentlich klar ist.«
Damona antwortete nicht. Aber Ben sah, wie sie bei der Erwähnung des Namens zusammenzuckte.

»Ich hätte das Ungeheuer erschießen sollen, als ich es vor dem Lauf hatte«, fuhr Mike fort.

Damona sah auf. »Wer sagt dir, daß der Anschlag mir gegolten hat?« fragte sie ohne rechte Überzeugung.

Mike starrte sie einen Herzschlag lang verblüfft an und lachte dann schrill auf.

»Wem denn sonst?« fragte er. »Dem Zimmerkellner vielleicht? Du kannst dich bei Zarangar bedanken, daß er dir einen seiner geflügelten Killer auf den Hals gehetzt hat.«

»Moment mal«, mischte sich Ben ein. »Ich verstehe nicht…«

»Aber ich«, fuhr Mike auf. »Die Sache ist für mich klar. Das hier war eine Falle. Eine Falle, die Damona und mir gegolten hat. Wäre der Killer-Engel nicht auf die gleiche Idee gekommen und rein zufällig als Erster hineingestolpert, lägen wir jetzt hier. So haben sie sich gegenseitig umgebracht. Und ich Narr habe nicht abgedrückt, als ich die Chance dazu hatte!« Er schlug sich vor die Stirn, richtete einen Barhocker auf und ließ sich darauf nieder.

»Gib mir einen Scotch, Ben«, sagte er seufzend. »Ich brauche ihn.«

Murray suchte ein unzerbrochenes Glas aus dem Chaos hinter der Bar hervor und schenkte es randvoll. Mike griff dankbar danach, nahm einen großen Schluck und ballte wütend die Fäuste. »Das war das letzte Mal, daß ich jemandem eine Chance gegeben habe«, versprach er.

Damona sah auf: »Aber Mike, begreifst du denn nicht…«

»Begreifst du denn nicht, daß du jetzt tot sein könntest?« schrie Mike plötzlich. »Und du tust immer noch so, als wäre diese selbsternannte Hohepriesterin der Katzen nur harmlos und fehlgeleitet!« Er sprang auf, stieß dabei sein Glas um und wollte nach der verletzten Katze greifen, aber Damona schlug rasch seine Hand beiseite und stellte sich schützend vor das Tier.

»Laß sie in Ruhe«, sagte sie mit bebender Stimme. »Das ist ein hilfloses, verletztes Tier, dem du nichts tun wirst!«

Mike erstarrte. Sein Gesicht färbte sich langsam dunkelrot. »Ein hilfloses, verletztes Tier«, wiederholte er gepreßt. »Das dich umbringen wollte, Damona. Begreifst du denn nicht, was hier gespielt wird?«

Damona hielt seinem Blick gelassen stand.

»Nein«, sagte sie, »das begreife ich nicht. Und du begreifst es ebensowenig.«

»Aber…«

»Nichts aber«, fuhr Damona rasch fort. »Ich glaube, du irrst dich, Mike. Du kennst die Babtel madr nicht so gut wie ich.«

Mike lachte schrill. »Ich kenne sie immerhin so gut, daß ich ihrem Mordanschlag mit knapper Not entkommen bin. Es war reines Glück,

daß wir sie auf der Farm besiegt haben.«

Damona schüttelte den Kopf. »Du verstehst nichts, Mike«, sagte sie hart. »Ich kenne sie besser als du. Ich war mit ihrem Geist verschmolzen, wenn auch nur für wenige Augenblicke. Sie ist nicht böse. Ich glaube nicht, daß sie uns umbringen wollte.«

»Und das hier alles?« fragte Mike mit einer weit ausholenden Armbewegung auf das zertrümmerte Zimmer. »Das war kein Höflichkeitsbesuch, Damona!«

»Ich weiß. Und ich zermartere mir schon die ganze Zeit den Kopf über die Bedeutung des Zwischenfalles. Ich kann einfach nicht glauben, daß sie versucht haben soll, uns umzubringen. Immerhin haben wir ihr das Leben geschenkt, damals.«

Mike machte ein abfälliges Geräusch.

»Schenke Asmodis das Leben, und er wird es dir auf die gleiche Weise vergelten«, sagte er wütend.

»Das ist etwas anderes«, widersprach Damona.

»Es ist nichts anderes! Sie sind Dämonen, alle beide.«

»Das ist Old Rainbow auch«, gab Damona gelassen zurück. »Und trotzdem steht er auf unserer Seite.«

Mike starrte sie einen Herzschlag lang mit bebenden Lippen an und resignierte dann. Er schien einzusehen, daß mit Damona im Moment nicht zu reden war. Er bückte sich, hob sein Glas auf und schenkte sich einen neuen Scotch ein.

»Ich gebe es auf«, murmelte er. »Du bist heute anscheinend zu verbohrt, um das Offensichtliche zu erkennen.« Er kippte den doppelstöckigen Scotch mit einem Ruck herunter und sah Ben an.

»Hilfst du mir, hier Ordnung zu schaffen?« fragte er.

Murray nickte automatisch, stutzte dann und sagte: »Wie… meinst du das?«

Mike lächelte fatalistisch. »Ich weiß noch nicht, welche Geschichte ich dem Hotelmanager erzählen werde, wenn er das Chaos sieht. Aber wir müssen die toten Katzen und den Killer-Engel verschwinden lassen.«

»Du willst… nicht die Polizei rufen?« fragte Ben.

»Die ist doch schon da, oder?«

»Aber außer Dienst.«

Mike seufzte. »Deinen Diensteifer in Ehren, Ben – aber möchtest du deinen Kollegen vom Yard die Anwesenheit dieses Wesens erklären?« fragte er mit einer Geste auf den toten Killer-Engel.

Murray schwieg verwirrt. Über diesen Aspekt hatte er noch gar nicht nachgedacht, aber er mußte Mike Recht geben. Wenn der tote Killer-Engel gefunden wurde, würde ein ungeheures Aufsehen entstehen. Und das war im Moment so ziemlich das Letzte, was sie gebrauchen konnten. Trotzdem hatte er ein ungutes Gefühl dabei.

Aber er nickte.
»Und dann?« fragte er.
»Was dann?«
Murray lehnte sich vor, stützte die Ellbogen auf der Bar auf und musterte den toten Killer-Engel nachdenklich. Der Anblick faszinierte ihn immer noch. Trotz seiner Fremdartigkeit und der grauenhaften Begleitumstände wirkte das Wesen auf bizarre Weise immer noch schön.
»Euch ist doch klar, daß sie nicht aufgeben werden?« fragte er zögernd.
»Mir ist noch viel mehr klar«, nickte Mike. »Im Moment stehen wir genau zwischen zwei Feuern. Eine von beiden Gruppen wird garantiert in allernächster Zeit noch einmal versuchen, uns aus dem Weg zu räumen. Vielleicht beide. Und wir können nichts tun als dasitzen und warten, welchen Zug der Gegner als nächstes tut.« Er griff nach der Scotchflasche, hielt mitten in der Bewegung inne und zuckte die Achseln. »Und zu allem Überfluß«, maulte er, »bekomme ich jetzt wieder Zahnschmerzen.«

***

Maxwell Crane klappte umständlich seinen Aktenkoffer zu, schraubte die Kappe auf den Füllfederhalter und steckte das Schreibgerät in die Aktentasche zurück. Er mußte sich beherrschen, um einen nicht allzu triumphierenden Gesichtsausdruck zur Schau zu tragen und seine übliche Pokermiene beizubehalten, wo er doch viel lieber lauthals losgelacht hätte. Aber Crane beherrschte sich meisterhaft. Er gehörte zu der gewieftesten Sorte von Wohnungsund Grundstücksmaklern, die ihre Geschäfte in London und Umgebung tätigten, und er war es gewohnt, bei jeder nur denkbaren Gelegenheit eine Miene zu tragen, als wäre er gerade bei der englischen Königin zum Tee eingeladen worden. Im Moment allerdings fiel ihm dies schwerer als sonst – aber seine Verhandlungspartnerin mußte ja nicht unbedingt merken, wie gut das Geschäft, das sie gerade abgeschlossen hatten, für Crane war. Er hatte schon so manche Bruchbude an den Mann gebracht, aber in der Skala seiner Erfolge dürfte das gerade abgeschlossene eine Sonderstellung einnehmen.
Er hatte sich schon vor Jahren damit abgefunden, die baufällige Lagerhalle an der Peripherie Londons nicht mehr loswerden zu können. Das Gebäude stand seit Jahrzehnten leer und verfiel. Das Dach war halb eingestürzt, Fenster und Türen weggefault oder gestohlen und der ganze Bau in einem Zustand, daß ihn höchstens noch jemand, der ernsthaft mit dem Gedanken an Selbstmord spielte, überhaupt betreten würde. Und trotzdem hatte er die Halle soeben für einen Preis, der ihren Wert um das fünfzigfache überstieg, verpachtet.

Crane stand umständlich auf, klemmte sich seine Aktentasche unter den Arm und lächelte kühl.

»Ich denke, wir sind uns einig«, sagte er.

Alicia Wilson – dieser Name stand zumindest unter dem Kaufvertrag und dem Scheck, den sie ihm in die Hand gedrückt hatte, aber er war garantiert falsch – nickte ebenso knapp und erhob sich ebenfalls, um Crane zur Tür zu geleiten. Nicht, daß das nötig gewesen wäre. Die Tür bestand ohnehin nur aus einem ausgebrochenen, leeren Loch an der Südseite der rostigen Wellblechhalle, und sie hätten genausogut und vermutlich bequemer im Fond von Cranes Bentley verhandeln können, aber Miss Wilson hatte darauf bestanden, die Verhandlungen an Ort und Stelle abzuschließen.

Crane blieb unter der Tür stehen und sah sich ein letztes Mal in der weitläufigen, von Schutt und Abfall halbwegs ausgefüllten Halle um. Dumpfer Modergeruch hing in der Luft, und in den Rissen und Sprüngen des geborstenen Betonfußbodens hatten sich Pfützen schlierigen grauen Regenwasser gesammelt. Aus dem hinteren Teil der Halle ertönten dumpfe Hammerschläge und hektisches, schnelles Sägen. Miss Wilson verlor keine Zeit. Noch während sie den Vertrag ausgehandelt hatte, war ein Lastwagen voller Männer und Baumaterial gekommen und gleich darauf wieder abgefahren, vermutlich, um eine weitere Ladung Material zu holen. Eine riesige Sonnenlampe war hastig an ein paar Drähten unter der Decke befestig worden und tauchte die Halle in gleißendes Licht. Der Anblick der Campingstühle und Tische, die inmitten des Chaos aufgestellt worden waren, hatte etwas Unwirkliches.

Crane räusperte sich, als er Alicia Wilsons spöttischen Blick bemerkte. »Ich… äh …«, machte er verlegen.

Miss Wilson lächelte sanftmütig. »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Crane«, sagte sie. »Ich weiß, was sie denken. Sie fragen sich verzweifelt, warum ich so wahnsinnig war, einen so total übersteigerten Preis für die Ruine zu bezahlen.« Sie lachte leise, als sie sein betroffenes Gesicht sah. »Und wahrscheinlich vermuten Sie insgeheim, ich hätte irgend etwas Illegales vor und würde es deshalb vorziehen, viel Geld für ein Objekt zu bezahlen, das vielleicht ein Hundertstel der Summe wert ist, nur um meine Ruhe zu haben.«

Crane wurde mit jeder Sekunde verlegender: »Aber das…«, stotterte er und wurde puterrot. Von seiner bisher zur Schau getragenen Selbstsicherheit war nicht mehr viel geblieben.

»Ich kann Sie beruhigen, Crane. Ich will mir hier in dieser Halle eine Art… nun, sagen wir: Geschäft, aufziehen. Ein Geschäft, das vielleicht ungewöhnlich, aber trotzdem legal ist, bei dem ich aber, zumindest vorerst, vollkommen ungestört sein möchte.«

»Wirklich, Miss Wilson«, stotterte Crane. »Sie irren sich. Ich…«

»Ich irre mich nicht«, unterbrach ihn Alicia Wilson. »Ihre Überlegungen sind nicht schwer zu erraten. Und ich erzähle Ihnen dies alles, um irgendwelchen wilden Spekulationen vorzubeugen. Das ist nämlich so ziemlich das letzte, was ich mir wünsche. Vielleicht«, fügte sie nach einer winzigen Pause hinzu, »schauen Sie in zwei, drei Wochen mal rein und sehen sich an, was ich aufgebaut habe.«

Crane nickte hastig. Mit einem Male hatte er es eilig, das unangenehm werdende Gespräch abzubrechen und von hier wegzukommen. »Das mache ich, Miss Wilson. Das mache ich bestimmt. Wir sehen uns ja sowieso noch, wenn ich Ihnen die Grundbucheintragung und die nötigen Formulare zur Unterschrift bringe. Sobald…«

»Sobald der Scheck eingelöst ist. Sagen Sie es ruhig. Etwas anderes, Mister Crane. Mögen Sie Katzen?«

Crane blinzelte, verwirrt durch den plötzlichen Gedankensprung.

»Ja, sicher…«, haspelte er. »Ich …«

Miss Wilson nickte erfreut, fuhr herum und verschwand mit schnellen Schritten im Hintergrund der Halle. »Warten Sie einen Moment.«

Crane starrte ihr mit wachsender Verblüffung nach. Seine Finger spielten nervös am Schloß des ledernen Aktenkoffers. Ein eisiger Windstoß ließ ihn frösteln. Er schlug den Mantelkragen höher, warf einen sehnsüchtigen Blick zu dem zwischen Abfallbehältern und großen Rollen mit Stacheldraht, die seit zehn Jahren still vor sich hinrosteten, geparkten Bentley und blickte dann ungeduldig zur Tür.

Die junge Frau kam nach wenigen Augenblicken wieder, ein Bastkörbchen mit einer überdimensionalen roten Schleife in Händen haltend.

»Hier«, sagte sie, während sie dem total verblüfften Crane den Korb in die Hand drückte. »Betrachten sie es als Werbegeschenk. Und geben Sie gut darauf acht.«

Crane starrte das Körbchen sekundenlang an und begann dann zu stottern.

»Wirklich, Miss Wilson… ich … ich kann das nicht annehmen … und …«

»Oh doch, Sie können. Und sollte Sie jemand fragen, woher Sie es haben, nennen Sie ruhig meine Adresse. Wenn Sie so wollen, ist es kostenlose Reklame für mich. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte – ich muß die Bauarbeiten beaufsichtigen. Sie wissen ja, wie Handwerker sind, wenn man nicht ununterbrochen dabeisteht. Guten Tag.« Sie wandte sich um und verschwand mit schnellen Schritten in der Halle.

Crane blieb noch sekundenlang reglos stehen, zuckte dann die Achseln und schlurfte völlig verunsichert zu seinem Wagen zurück.

Er kam sich vor wie ein kleines Kind, dem ein geschickter Verkäufer soeben einen Ballon voller heißer Luft verkauft hatte. In seiner ganzen Karriere war er noch nicht so überfahren worden wie gerade.

Aber schließlich, versuchte er sich zu trösten, hatte er auch in seiner ganzen Karriere noch kein so gutes Geschäft abgeschlossen wie gerade.

Er warf seine Tasche achtlos auf den Rücksitz des Bentley, legte das Körbchen behutsam auf den Beifahrersitz und zog die Tür hinter sich zu, ehe er vorsichtig den Deckel anhob: Ein winziges, weißes Gesicht mit riesigen schwarzen Augen und einer feuchtglänzenden Nase starrte ihm neugierig entgegen. Crane schluckte, schloß für Sekunden die Augen und schüttelte dann den Kopf. Er hatte gelogen, als er behauptet hatte, Katzen zu mögen. In Wirklichkeit haßte er Tiere, ganz gleich welcher Art, und Hunde und Katzen erst recht. Aber er hatte das Geschenk nun einmal leichtsinnigerweise angenommen, und es würde bestimmt keinen guten Eindruck machen, wenn er es gleich wieder zurückgab. Er würde das Tier ein paar Tage oder auch Wochen behalten und sich dann unauffällig wieder davon trennen.

Er klappte den Deckel wieder zu, ließ den Motor an und lenkte den Wagen vorsichtig von dem mit Schlaglöchern und schlammigen Pfützen übersäten Parkplatz herunter. Er fuhr nicht mehr ins Büro, wie er eigentlich vorgehabt hatte, sondern direkt nach Hause. Auch der bestentwickelte Geschäftssinn verlangte ab und zu nach einer Pause. Außerdem war er verwirrt und verunsichert wie schon lange nicht mehr – keine gute Voraussetzung, um ins Büro zu gehen und sich mit dem üblichen Kleinkram zu beschäftigen. Und er hatte für einen Tag genug verdient.

Er parkte den Bentley in der Auffahrt der kleinen Villa, die er zusammen mit seiner Frau bewohnte, stieg aus und trug das Bastkörbchen vorsichtig vor sich her. Seine Frau kam ihm an der Tür entgegen. Offenbar hatte sie beobachtete, wie er angekommen war. Auf ihrem Gesicht erschien ein neugieriger Ausdruck, als sie das Körbchen in seinen Händen bemerkte.

»Was hast du da?«

Crane lächelte unsicher und drückte ihr den Korb in die Hand.

»Ein Dankesgeschenk von einem zufriedenen Kunden«, sagte er grinsend.

»Ein Dankesgeschenk?« Verena Crane betrachtete das Körbchen mit plötzlichem Mißtrauen. »Bei den Kunden, die normalerweise hier anrufen, würde ich eher auf eine Bombe tippen«, sagte sie spitz.

Crane zog eine Grimasse. Er fand diese Bemerkung seiner Frau gar nicht komisch.

»Sieh hinein«, sagte er. »Aber eines sage ich dir gleich – wir behalten sie nicht.«

Verena klappte den Deckel auf, stieß einen kleinen, überraschten Schrei aus und setzte den Korb vorsichtig auf die Garderobe. Ein dünnes, klägliches Miauen ertönte, dann kletterte eine winzige tolpatschige Gestalt hinaus. Verena nahm die Katze auf, drückte sie stürmisch an die Brust und begann sie hinter den Ohren zu kraulen.

Das Miauen verwandelte sich in ein zufriedenes Schnurren.

Cranes Miene verdüsterte sich.

»Wir werden sie nicht behalten, Verena«, sagte er hart. »Ein paar Tage vielleicht, bis ich das Geschäft mit dieser Verrückten vollkommen abgewickelt habe und der Scheck gutgeschrieben ist. Dann kommt das Vieh weg.«

Verena drehte sich langsam um, preßte das Tier schützend zwischen ihre Brüste und reckt kampflustig das Kinn vor.

»Ich werde sie behalten.«

»Das wirst du nicht«, entgegnete Crane. »Ich will keine Tiere im Haus, das weißt du genau.«

»Und warum nicht?« gab Verena trotzig zurück. »Du weißt, wie lange ich mir schon ein Haustier wünsche. Du bist zwölf Stunden am Tag in deinem verdammten Büro, und ich…«

»Du hast deinen Bridge-Club und das Haus«, unterbrach Crane seine Frau grob. »Und du hast weiß Gott genug Geld, um dir ein Hobby zu suchen.«

»Geld! Ich will kein Geld, und ich will keinen langweilige Bridge-Club. Ich wünsche mir Gesellschaft. Ein lebendes Wesen. Ich werde sie behalten.«

»Ach?« machte Crane und trat einen Schritt auf seine Frau zu.

Verena wich angstvoll zurück. »Wenn du sie anrührst, rufe ich diese Miss Wilson an und erzähle ihr davon«, drohte sie.

Crane blieb stehen. Er kochte vor Wut, aber er kannte seine Frau gut genug, um zu wissen, daß sie ihre Drohung wahrmachen würde. Wütend ballte er die Fäuste und trat einen Schritt zurück. Im Moment war er machtlos. Aber es war nur eine Frage von Tagen, bis der Vertrag endgültig unter Dach und Fach war. Danach würde er weitersehen.

Er wandte sich um, warf seinen Mantel wütend über die Garderobe und stapfte in sein Arbeitszimmer. Die Tür fiel hinter ihm krachend ins Schloß. Mit zwei, drei energischen Schritten erreichte er seinen Schreibtisch, warf sich in den Stuhl dahinter und riß den Telefonhörer von der Gabel. Er wählte eine Nummer, biß das Ende einer Zigarre ab und ließ sein Feuerzeug aufschnappen, während er ungeduldig darauf wartete, daß am anderen Ende abgenommen wurde. Endlich brach das Freizeichen ab, und eine sonore Stimme meldete sich.

»Manderson?«

»Crane hier«, schnappte Crane. »Gib mir Berty.«

Wieder mußte er sich eine Weile gedulden, ehe der Gewünschte ans Telefon kam.

»Crane? Du läßt auch mal wieder von dir hören?«

Crane grinste flüchtig und sog an seiner Zigarre, seine Finger trommelten nervös auf die Tischplatte. »Ich hätte einen Auftrag für dich, Berty«, sagte er übergangslos.

»Lukrativ?«

»Vielleicht. Vielleicht springt nichts dabei raus, vielleicht eine Menge. Das Risiko mußt du eingehen.«

Der andere überlegte einen Moment. »Anhören kann ich es mir ja«, sagte er nach einer Weile.

»Du kennst doch die alte Lagerhalle in der Thorston-Lane?« sagte Crane.

»Die Ruine?«

»Genau die. Ich habe sie heute verpachtet, an eine Irre. Zu einem Preis, den nicht einmal ein taubblinder Schwachsinniger bezahlt hätte. Ich kann mich täuschen, aber meiner Meinung nach ist da irgendwas faul. Nimm dir ein paar Jungs und sieh dir mal an, was da vorgeht. Vielleicht erfährst du irgendwas Interessantes.«

»Und wenn?«

»Egal, was rausspringt, wir machen halbehalbe, wie üblich«, sagte Crane. »Wer soviel Geld für einen solchen Schuppen zahlt, muß verdammt gute Gründe haben, nicht auffallen zu wollen.«

Berty überlegte einen Augenblick.

»In Ordnung«, sagte er dann. »Ich schicke Steve und Frederick hin, heute abend noch. Du hörst dann von mir.« Es klickte in der Leitung, und Crane legte auf. Ein schadenfrohes Lächeln umspielte seine Lippen. Er hatte sich für einen Moment überrumpeln lassen, aber nur für einen Moment. Was immer diese angebliche Miss Wilson dort draußen zu verbergen hatte – er würde es herausfinden.

Er stand auf, schnippte seine Zigarrenasche in den Kamin und ging mit schnellen Schritten aus dem Zimmer. Auf dem Flur begegnete ihm Verena, die kleine Katze immer noch auf den Armen. Crane schauderte. Er wußte nicht, welcher Blick ihn mehr zusammenfahren ließ – der seiner Frau oder der der Katze…

***

Damona schlief nicht in dieser Nacht. Sie ging zu Bett, während Mike und Ben noch den verwüsteten Living-Room aufräumten und sich den Kopf darüber zerbrachen, wie man den leblosen Körper eines Killer-Engels verschwinden lassen konnte, aber sie versuchte nicht noch einmal, ein Gespräch mit Mike zu beginnen. Sie legte sich angezogen aufs Bett, starrte die weißgestrichene Decke über sich an und zermarterte sich den Schädel. Die Situation war im Grund so

eindeutig, wie sie nur sein konnte. Es gab kein rationales Argument, mit dem sie Mikes Vermutung, daß diese Falle ihnen gegolten hatte, entkräften konnte. Und doch…

Die Hohepriesterin der Katzen war keine gewöhnliche Dämonin.

Nicht einmal eine Dämonin im eigentlichen Sinne, wenn man es genau nahm. Ebensowenig wie sie, Damona, eine Dämonin war, obwohl es eine Zeit gegeben hatte, in der ihre eigenen Parafähigkeiten denen der Schwarzen Familie durchaus gleichgekommen waren.

Und das Blut der Babtel madr war rot, rot wie das eines Menschen, nicht schwarz wie das eines Dämonen. Und es kam noch etwas dazu. Die Katzendämonin hatte schon einmal versucht, Damona geistig zu unterjochen, und ihre beiden Bewußtseinsinhalte waren für einen Moment miteinander verschmolzen gewesen, enger, als sich dies ein normaler Mensch überhaupt vorstellen konnte. Für einen winzigen Moment *war* Damona Babtel madr gewesen, hatte sie ihre Erinnerungen, ihre Gefühle, ihre Wünsche und Empfindungen geteilt. Sie *wußte* einfach, daß dieses Wesen nicht schlecht war.

Skrupellos vielleicht, aber es war eine Skrupellosigkeit, die auf ein Leben in einer Zeit zurückzuführen war, in der ein normales Menschenleben buchstäblich nichts wert war und in dem es als Gott verehrt worden war.

Sie schloß die Augen, versuchte sich zu konzentrieren und lauschte in sich hinein. Ein kleiner Teil ihrer früheren geistigen Fähigkeiten war ihr geblieben, genug, um – manchmal – die Anwesenheit eines fremden Geistes aufzuspüren. Ihre Finger tasteten nach dem kleinen, herzförmigen Anhänger zwischen ihren Brüsten. Aber das Hexenherz blieb stumm, und auch ihre anderen Hexensinne regten sich nicht.

Stundenlang lag Damona wach und versuchte, mit ihren geistigen Fühlern eine Spur der Babtel madr zu ertasten. Aber der Erfolg war gleich Null.

Es dauerte lange, bis ihr klar wurde, daß sie gar keinen Erfolg haben konnte.

Die Babtel madr und sie waren sich zu ähnlich. Auf eine übergeordnete, mit Worten schwer zu beschreibende Weise waren sie verwandt, Schwestern fast, deren Gedanken und Wünsche zwar nicht gleich waren, sich aber gewissermaßen auf der gleichen Wellenlänge bewegten, zwei Menschen, die sich verschieden entwickelt hatten, auf gewisse Weise aber vollkommen gleich waren. Es hatte keinen Sinn, mit Gewalt nach einer Spur dieses fremden Geistes zu suchen.

Wenn sie überhaupt eine Spur von ihr finden konnte, dann in sich selbst. Aber sie schreckte vor dem Versuch zurück. Sie hatte es schon einmal probiert, und dieser erste Versuch hätte ihr fast das Leben gekostet.

Schließlich, noch vor Tagesanbruch, stand sie auf und ging müde ins

Wohnzimmer hinüber. Mike und Ben schliefen ebenfalls; Mike lag ausgestreckt auf der zertrümmerten Couchgarnitur, Ben zusammengerollt auf dem Teppichboden hinter der Bar. Die Temperaturen waren empfindlich gesunken, und durch das zertrümmerte Fenster wehte ein eisiger Wind herein und spielte raschelnd mit den Vorhängen. Damona schlug fröstelnd die Hände gegen die Oberarme, trat ans Fenster und blickte aus müden, rotumränderten Augen auf die allmählich erwachende Stadt hinunter. Irgendwo dort unten bewegte sich die Hohepriesterin der Katzen, vielleicht in allernächster Nähe, aber sie hatte keine Möglichkeit, an sie heranzukommen.

Sie trat vom Fenster zurück, blieb einen Moment lang stehen und überlegte, ob sie Mike und Ben wecken sollte. Es war eisig kalt, und die beiden würden sich erkälten. Aber sie hatten sich ein paar Stunden Schlaf verdient. Ben vor allem. Er war nach einer schweren Verletzung noch lange nicht wieder vollkommen hergestellt, und Anstrengungen wie die, die Mike von ihm verlangt hatte, waren eigentlich Gift für ihn. Und die beiden hatten verdammt gute Arbeit geleistet. Das Zimmer war notdürftig aufgeräumt worden. Die toten Katzen waren verschwunden, und auch von dem Killer-Engel war keine Spur mehr zu entdecken.

Ein leises Miauen ließ Damona herumfahren. Hinter einem umgestürzten Sessel war die kleine, weiße Perserkatze erschienen, die sie am vergangenen Abend gefunden hatte, Damonas Herz macht einen spürbaren Satz.

Die Katze lief auf allen vier Pfoten auf sie zu und rieb sich schnurrend an ihrem Bein!

»Mike!«

Mike Hunter erwachte schlagartig und fuhr auf. Seine Hand zuckte unter die Jacke und kam mit der Luger wieder zum Vorschein.

»Was ist los?«

Damona machte eine begütigende Handbewegung. »Steck die Waffe weg, Mike. Es ist nichts Gefährliches. Aber sieh dir die Katze an!«

Mike runzelte verwundert die Stirn, ließ die Waffe sinken und schwang schwerfällig die Beine von der Liege. Es dauerte ein paar Sekunden, ehe er begriff.

»Aber das…«, sagte er erstaunt.

Damona ließ sich behutsam auf die Knie sinken und nahm die Katze in die Hände. Ihr Körper fühlte sich leicht und zerbrechlich an. Sie schnurrte, wackelte mit den Ohren und leckte mit ihrer winzigen rauhen Zunge über Damonas Finger. Damona mußte gegen ihrem Willen lächeln. Dieses Wesen erweckte nichts anderes als Zärtlichkeit, Zuneigung und den Wunsch, es zu bemuttern in ihr.

Vorsichtig hob sie die Katze höher und tastete mit den Fingern über

ihre Vorderpfoten. Ihre Beine schienen unter der dichten weißen Wolle dünn wie Streichhölzer zu sein.

»Sie sind in Ordnung«, sagte sie staunend. »Das ist unfaßbar, aber der Knochen ist nicht verletzt!«

»Bist du sicher, daß es dieselbe ist?« fragte Mike.

Damona nickte. »Ganz sicher.« Es war das gleiche Tier, das sie am vergangenen Abend gefunden hatten. Aber da waren seine beiden Vorderläufe gebrochen gewesen, und jetzt waren die Knochen so glatt und unverletzt, als wäre überhaupt nichts geschehen!

Sie setzte das Tier behutsam auf den Boden zurück und schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe das nicht«, murmelte sie.

»Aber ich.« Mike stand vollends auf, schüttelte sich und warf der zerbrochenen Fensterscheibe einen finsteren Blick zu. »Das dürfte wohl der endgültige Beweis sein, wer hinter dem Ganzen steckt.«

Damona zog es vor, nicht darauf zu antworten. Sie hatte keine Lust, den Streit vom vergangenen Abend noch einmal aufleben zu lassen.

»Wecken wir Ben«, sagte sie. »Er wird sich den Tod holen bei der Kälte.«

»Reizend, wie du dich um ihn sorgst«, brummte Mike. »Wenn ich erfriere, ist das nicht weiter schlimm, wie?« Er schüttelte den Kopf, ging an Damona vorbei und berührte Ben sanft an der Schulter.

Murray stöhnte, murmelte irgend etwas und schlug widerstrebend die Augen auf.

»Wasislos?« murmelte er im Halbschlaf.

»Zeit zum Aufstehen, Inspektor Murray«, sagte Mike. Dann, ernster: »Komm hoch, Ben. Du holst dir den Tod oder Schlimmeres.«

Murray gähnte, setzte sich umständlich auf und versuchte, sich den Schlaf aus den Augen zu blinzeln.

»Wie spät ist es?« fragte er.

»Noch sehr früh. Aber du kannst nicht hier bleiben. Geh nach nebenan und leg dich ins Bett. Damona und ich räumen inzwischen weiter auf.«

Ben wollte widersprechen, aber Mike brachte ihn mit einer unwilligen Geste zum Verstummen. Er half ihm, endgültig aufzustehen, führte ihn wie ein kleines Kind an der Hand ins Nebenzimmer und verfrachtete ihn wortlos ins Bett.

»Er ist schon wieder eingeschlafen«, sagte er, als er wieder zurückkam und leise die Tür hinter sich schloß. »Die Anstrengung war zuviel für ihn. Eigentlich wollte ich nur ein paar Tips von ihm, aber er hat sich nicht abhalten lassen, mit anzupacken.«

»Was habt ihr mit dem Killer-Engel gemacht?« fragte Damona neugierig.

Mike grinste. »Das fragst du am besten Ben selbst. Der alte Knabe

überrascht mich immer wieder. Er hat Tricks auf Lager, die sogar einen ausgekochten Mafiosi vor Neid erbleichen lassen würden. Unser geflügelter Freund wird uns kein Kopfzerbrechen mehr bereiten.«

»Das ist keine Antwort.«

»Ich weiß. Aber ich mußte Ben versprechen, nichts auszuplaudern. Auch dir gegenüber nicht, Liebling. Immerhin hat er sich strafbar gemacht, streng genommen.« Er fröstelte. »Ob die Bar schon geöffnet hat? Ein heißer Kaffee würde mir jetzt guttun.«

Damona hob die Schultern und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Liftkabine. »Versuchen wir es. Und du kannst dir mittlerweile eine plausible Erklärung für dieses Chaos ausdenken.«

***

»Wirklich, Miss Durane, ich kann Ihnen da nicht helfen.« Inspektor Browley klappte demonstrativ die Akte zu und tippte ungeduldig mit dem stumpfen Ende seines Bleistiftes auf den Schreibtisch. Um seine Mundwinkel lag ein leicht gequälter Ausdruck. »Wir sind Ihren Hinweisen nachgegangen, und wir werden auch weitersuchen, aber was diese andere Sache angeht…« Er seufzte vielsagend, ließ sich zurücksinken und musterte seine Besucherin mit einem Blick, der deutlich machte, wie gerne er sie hinausgeworfen hätte.

Clarissa Durane wich seinem Blick aus und begann unruhig mit dem Verschluß ihrer Handtasche zu spielen. Sie war nervös. Die kalte, von hektischer Aktivität erfüllte Umgebung von Scotland Yard verunsicherte sie, und sie bereute es schon fast, hierhergekommen zu sein. Sie hatte in der vergangenen Nacht kaum Schlaf gefunden.

Die Polizei war nach ihrem Anruf mit einem starken Aufgebot an Männern und Material angerückt und hatte die gesamte Straße, in der die Duranes wohnten, regelrecht auf den Kopf gestellt, ohne auch nur die geringste Spur von der geheimnisvollen Fremden und der Raubkatze zu finden.

»Ihr Mann ist doch wieder zu Hause, oder?« fragte Browley geduldig.

Clarissa nickte.

»Sicher, aber…«

»Sehen Sie«, sagte Browling seufzend, »wir haben Ihren Mann gründlich verhört, ohne auch nur das Geringste herausgefunden zu haben. Das heißt nicht, daß wir Ihnen nicht glauben, Miss Durane. Aber Sie müssen zugestehen, daß außer Ihnen niemand etwas gesehen oder gehört hat. Trotzdem werden wir alles in unserer Macht Stehende tun und ihren Hinweisen nachgehen.« Er zögerte. »Sind Sie vollkommen sicher, daß Sie den Panther gesehen haben?« fragte er nach einer spürbaren Pause.

Clarissa nickte. »Völlig«, antwortete sie. »Aber darum geht es ja auch gar nicht. Es geht um Henry.«

»Ich weiß«, nickte Browley. »Nur…«
»Er hat sich vollkommen verändert seit der vergangenen Nacht«, fiel ihm Clarissa ins Wort. »Ich… ich bin mir nicht einmal mehr sicher, ob das mein Mann ist.«
»Aber das ist doch ganz normal, daß jemand, der stundenlang von der Polizei verhört worden ist, sich nicht so wie üblich verhält«, erklärte Browley, während er scheinbar interessiert damit begann, sich mit einem abgebrochenen Streichholz die Fingernägel sauber zu machen.
»Das ist es nicht«, beharrte Clarissa. »Henry ist vollkommen verändert. Sie haben ihn vorher nicht gekannt, Inspektor. Er war launisch, böse, heimtückisch und schadenfroh. Und jetzt…« Sie schüttelte den Kopf. »Sie müssen sich meine Situation vor Augen halten. Immerhin weiß er, daß ich ihn angezeigt habe. Und trotzdem benimmt er sich seit heute morgen, als wären wir frisch verliebt. Er ist charmant, liest mir jeden Wunsch von den Augen ab…« Sie stockte, als sie Browleys spöttischen Blick bemerkte.
»Sie machen sich über mich lustig, Inspektor, nicht?«
»Im Gegenteil, Miss Durane, ganz im Gegenteil. Ich versuche nur, mich in Ihre Lage zu versetzen. Vielleicht hat Ihr Mann begriffen, was er falsch gemacht hat. So etwas kommt vor, wenn auch selten. Sie sollten sich darüber freuen. Sprechen Sie sich einmal richtig mit ihm aus, und…«
»Er ist nicht zu Hause«, sagte Clarissa leise. »Er ist weggegangen, gleich nachdem Sie mit Ihren Leuten abgezogen sind, und seitdem nicht wieder aufgetaucht. Aber in der halben Stunde, die er zu Hause war…«
Browley blinzelte verwirrt. »Einen Moment, Miss Durane. Sie wollen sagen, Sie haben nur eine halbe Stunde mit Ihrem Mann geredet und sind nun gleich der Meinung, daß irgend etwas nicht mit ihm stimmt?«
Clarissa nickte zögernd. Sie konnte direkt sehen, wie es hinter Browleys Stirn arbeitete. Die Miene des Inspektors verdüsterte sich zusehends.
»Ich weiß«, sagte sie hastig, »was Sie jetzt denken. Sie halten mich für hysterisch. Aber das bin ich nicht. Ich… spüre einfach, daß mit Henry etwas nicht stimmt. Diese fremde Frau hat ihn vollkommen verwandelt. Wenn man so lange mit einem Menschen zusammenlebt wie ich mit Henry, dann fühlt man so etwas. Und nach allem, was ich beobachtet habe …«
»Was Sie zu beobachten glauben«, verbesserte Browley kalt. Er stand auf, ging um seinen Schreibtisch herum und öffnete die Tür.
»Wir werden uns um Ihr Anliegen kümmern.«
Clarissa Durane erhob sich umständlich. Einen Moment lang sah es

so aus, als wolle sie noch etwas sagen, dann aber beließ sie es bei einem bloßen Achselzucken, griff nach ihrer Handtasche und verließ ohne ein weiteres Wort das Büro. Browley sah ihr kopfschüttelnd nach, bis sie hinter der nächsten Biegung des Korridors verschwunden war.

***

Durane drückte die Tür des Buick lautlos hinter sich ins Schloß, sah sich hastig nach rechts und links um und huschte dann geduckt über den schmalen, kiesbestreuten Weg, um im Sichtschutz einiger wildwuchernder Büsche zu verschwinden. Sekundenlang blieb er dort reglos hocken, lauschte und blickte mißtrauisch durch das Blattwerk auf den Weg hinaus, um sicher zu gehen, daß niemand von ihm Notiz genommen hatte. Neben ihm raschelte etwas. Die Zweige bewegten sich, und eine schlanke, getigerte Katze tauchte zwischen seinen Füßen auf. Durane lächelte, streichelte geistesabwesend das Fell des Tieres und huschte dann weiter. Nach wenigen Augenblicken hatte er den zwei Meter hohen Maschendrahtzaun erreicht, der das Grundstück der Cranes umgab. Ohne zu zögern griff er nach oben und begann mit geschickten Bewegungen über den Zaun zu klettern. Der feuchte Boden dämpfte das Geräusch seines Aufpralles, als er auf der anderen Seite heruntersprang. Neben ihm landete die Katze, miaute leise und lief dann mit steil aufgestelltem Schwanz auf die niedrige Villa zu. Durane folgte ihr, wobei er geschickt Büsche und Bäume als Lichtschutz ausnutzte, um ungesehen an das Haus heranzukommen. Hinter dem niedrigen, abgedeckten Swimmingpool, der sich an die weitläufige Terrasse des Hauses anschloß, blieb er einen Moment hocken und äugte mißtrauisch zur Terrassentür hinüber. Aus dem Haus drang leise, klassische Musik heraus, und irgendwo sprach jemand mit lauter, sonorer Stimme, ohne daß Durane die Worte verstehen konnte.

Er zögerte nicht mehr länger, sondern richtete sich auf und ging mit schnellen Schritten zur Terrassentür hinüber. Sie war nicht verschlossen. Lautlos huschte er ins Haus, sah sich in dem genauso geschmacklos wie teuer eingerichteten Living-Room um und schlich dann auf Zehenspitzen zur Dielentür. Er konnte die Worte jetzt besser verstehen. Crane schien zu telefonieren. Durane öffnete die Tür einen Spaltbreit. Der Makler stand leicht vornübergebeugt vor einem kleinen Telefontischchen in der Diele, spielte unbewußt mit einem Feuerzeug und schien konzentriert auf das zu lauschen, was ihm sein Gesprächspartner am anderen Ende der Verbindung mitteilte. Seinem Gesichtsausdruck nach zu schließen, handelte es sich nicht gerade um angenehme – Nachrichten. Schließlich warf er den Hörer wütend auf die Gabel und fuhr herum.

»Verena!« brüllte er.

Durane wartete nicht mehr länger. Er holte tief Luft, riß die Tür mit einer wütenden Bewegung auf und trat mit einem entschlossenen Schritt auf den Flur hinaus.

Crane fuhr herum, zuckte zusammen und erbleichte. Aber er hatte sich sofort wieder in der Gewalt.

»Wer… wer sind Sie?« fragte er überrascht. »Und was suchen Sie in meinem Haus? Wie kommen Sie überhaupt hier herein?«

Durane lächelte. »Durch den Garten, Mister Crane. Ich bin über den Zaun gestiegen und durch die Terrassentür eingedrungen.«

Crane schluckte. Unwillkürlich wich er bis zur gegenüberliegenden Wand zurück, obwohl er fast einen Kopf größer und sicherlich fünfzig Pfund schwerer als Durane war.

»Was wollen Sie?« fragte er noch einmal.

»Mich mit Ihnen unterhalten, Mister Crane.«

Cranes Oberlippe begann zu zittern. Es war nicht mehr zu übersehen, daß der Mann Angst hatte.

»Wenn Sie mit mir reden wollen, dann kommen Sie in mein Büro. Oder betreten Sie mein Haus wenigstens durch die Vordertür«, sagte er unsicher. »Verschwinden Sie!«

Durane schüttelte wortlos den Kopf. Die Tür hinter seinem Rücken bewegte sich knarrend. Ein kleiner, getigerter Schatten glitt an ihm vorbei und strich schnurrend um seine Beine.

Cranes Augen weiteten sich erstaunt, als er die Katze bemerkte.

»Moment mal…«, sagte er. »Ich … ich kenne Sie doch! Sie waren heute morgen draußen im Lagerschuppen! Sie … Sie gehören zu den Leuten von Miss Wilson!«

»Sie heißt nicht Alicia Wilson, sondern Babtel madr«, sagte Durane ruhig. »Aber ich gehöre zu ihr, das stimmt.«

»Und was…«

»Sie haben versucht, uns zu hintergehen, Mister Crane«, fuhr Durane ungerührt fort. »Das war nicht sehr nett von Ihnen.«

Crane begann zu zittern.

»Was… was reden Sie da!« stotterte er. »Wie komme ich dazu, Sie zu hintergehen! Sie sind ja verrückt!«

Durane lächelte flüchtig.

»Niemand hintergeht die Babtel madr«, sagte er, während er einen halben Schritt auf Crane zutrat. »Sie hat Ihnen doch einen fairen Preis gezahlt, oder?«

Crane nickte hastig. Sein Blick irrte verzweifelt durch den Raum und hielt nach einem Fluchtweg Ausschau.

»Ich…«

»Um Ihren Freund Berty werden wir uns später kümmern«, sagte Durane und trat noch einen Schritt auf Crane zu.

Crane erbleichte noch weiter. »Woher…«, keuchte er, »wissen Sie das?«

»Von mir, Liebling.«

Crane fuhr mit einem überraschten Krächzen herum. Seine Frau war auf der obersten Treppenstufe erschienen, die junge Katze auf dem Arm und einen seltsamen, undefinierbaren Ausdruck im Gesicht.

»Verena!«

»Ja, ich. Ich habe dich belauscht, als du mit deinen schmutzigen Freunden telefoniert hast.«

»Aber du…«

»Ihre Frau gehört zu uns«, sagte Durane kalt. »So, wie auch Sie zu uns gehören sollten, eigentlich. Aber leider erwiesen Sie sich als immun. Ich vermute, Sie gehören zu den wenigen Menschen, die Tiere nicht mögen.«

Crane nickte erneut. Er hatte keine Ahnung, was die Szene zu bedeuten hatte. Aber er hatte Angst. Er spürte instinktiv, daß er in Gefahr war. Er mußte Zeit gewinnen, egal wie.

»Ich hasse Tiere«, sagte er hastig. »Aber was hat das mit Miss Wilson zu tun?«

Durane lächelte kalt. Sein Gesichtsausdruck erinnerte Crane an den einer Schlange.

»Sie hassen Tiere«, wiederholte er nachdenklich. »Das ist schade. Schade für Sie.«

Crane schrie auf, als Durane sich mit einem wütenden Satz auf ihn warf. Duranes Hände tasteten nach Cranes Hals und drückten wie Stahlklammern zu. Cranes Schrei wurde zu einem würgenden Keuchen. Er warf sich zurück, riß den kleineren Mann mit sich und schlug in blinder Panik um sich. Seine Faust traf Durane an der Schläfe und warf seinen Kopf zurück. Der mörderische Griff lockerte sich für Augenblicke.

Crane erkannte seine Chance. Mit einer wütenden Bewegung sprengte er Duranes Griff, packte ihn an den Jackenaufschlägen und schleuderte ihn mit aller Kraft von sich. Durane stolperte zurück, prallte gegen die Flurgarderobe und kämpfte vergeblich um sein Gleichgewicht.

Crane fuhr herum und hetzte zur Tür. Aber er erreichte sie nicht.

Etwas Kleines, Graues schoß mit wütendem Fauchen auf ihn zu, krallte sich in seiner Jacke fest und hieb mit spitzen Krallen nach seinem Gesicht. Crane schrie auf, griff blind vor Schmerz nach oben und versuchte die tobende Katze von sich herunterzuzerren. Sein Gesicht war blutüberströmt. Die messerscharfen Krallen des Tieres zerfetzten seine Haut und hackten wütend nach seinen Augen. Er brüllte, taumelte blind durch den Raum und prallte schließlich schwer gegen die Wand. Die Katze ließ endlich von ihm ab und zog sich

fauchend zurück.

Der fettleibige Makler begann zu wimmern. Sein Gesicht schien in Flammen zu stehen. Blut tropfte auf seinen Anzug und seine Hände herunter, und das Zimmer schien hinter einem wogenden, roten Schleier verborgen zu sein. Er hörte Geräusche, schnelle, harte Schritte, ein dumpfes Poltern, dann riß ihn jemand grob am Arm empor und warf ihn gegen die Wand. Crane hob in einer hilflosen Geste die Arme und versuchte sein Gesicht zu schützen.

»Nicht… mehr schlagen«, wimmerte er.

Durane lachte leise. Sein Gesicht wirkte verschwollen, und auch aus seinem linken Mundwinkel lief ein dünner, glitzernder Blutfaden. Er schien es nicht einmal zu bemerken. Ein häßliches, boshaftes Lächeln huschte über sein Gesicht.

»Es lohnt sich nicht, uns hintergehen zu wollen, Mister Crane«, sagte er leise. Seine Hand zuckte in die Tasche und kam mit einem schartigen Küchenmesser wieder zum Vorschein. »Sie haben ein verdammt gutes Geschäft gemacht, Crane. Das beste Ihres Lebens. Aber es soll ja Leute geben, die den Hals nicht vollkriegen.«

Crane zuckte zurück, aber seine Bewegung kam zu spät.

Ein gellender, unmenschlicher Aufschrei erschütterte das Haus.

Crane griff mit einer verzweifelten Bewegung nach dem Messer, riß es aus der Wunde und warf sich zusammenbrechend auf seinen Mörder. Das Messer zuckte drei-, viermal hintereinander herunter.

Auf Duranes schwarzer Arbeitsjacke erschien plötzlich eine Anzahl dunkler, feuchtglänzender Flecke.

Crane starb, ehe sein Körper den Fußboden berührte. Aber sein Mörder überlebte ihn nur um wenige Sekunden.

***

Damona sah ungeduldig auf die Uhr. Sie faltete die Illustrierte, in der sie interesselos geblättert hatte, pedantisch zusammen, legte sie auf den Rauchglastisch zurück und stand langsam auf. Sie war allein in dem großen, teuer eingerichteten Wartezimmer, und die undeutlichen Geräusche, die während der letzten fünfundvierzig Minuten durch die geschlossene Doppeltür zum Behandlungsraum gedrungen waren, hatten arg an ihren Nerven gezerrt.

Sie überlegte einen Moment, ging dann zur Tür und trat in den Vorraum hinaus. Die Sprechstundenhilfe hinter dem Mahagonischreibtisch lächelte berufsmäßig, als Damona vor ihr erschien.

»Miss King?«

»Ist… äh …«, machte Damona, »Mike … Mister Hunter noch drin?«

»Selbstverständlich. Ich sage Ihnen Bescheid, wenn die Behandlung abgeschlossen ist. Es kann nicht mehr lange dauern.«

Wie auf ein Stichwort hin verstummte in diesem Augenblick das nervtötende Summen des Bohrers, das allen Lärmschutz- und Isolierungsmaßnahmen zum Trotz bisher die Praxis ausgefüllt hatte. Damona sah unwillkürlich zur Tür.

Die Klinke wurde mit einem energischen Ruck heruntergedrückt, und Doktor Stone betrat, gefolgt von einem reichlich blassen Mike Hunter, den Vorraum.

»Das war's«, sagte er aufgeräumt und hieb Mike kräftig auf die Schultern. »Und das nächste Mal kommen Sie vielleicht ein bißchen früher zu mir. Drei Jahre oder so.«

Mike machte ein Gesicht, als wäre er soeben aus dem Verhörraum eines mittelalterlichen Inquisitors entkommen, und murmelte etwas, das Damona nicht verstand.

»Sie sollten vielleicht in zwei, drei Wochen noch einmal vorbeischauen«, sagte Doktor Stone, während Mike nach seinem Mantel griff und umständlich hineinschlüpfte. »Nur zum Nachschauen. Die Behandlung ist soweit abgeschlossen.« Er wurde plötzlich ernst.

»Aber Sie sollten das nächste Mal wirklich eher kommen, Mister Hunter. Sie haben noch Glück gehabt, dieses Mal. Sie würden sich wundern, welche Krankheiten man von kaputten Zähnen bekommen kann.«

Mike warf ihm einen finsteren Blick zu und stapfte wortlos an ihm vorbei zur Tür.

Damona klappte ihre Handtasche auf und zog ihr Scheckbuch hervor.

»Das ist nicht nötig«, sagte Doktor Stone kopfschüttelnd. »Ich lasse Ihnen die Rechnung in den nächsten Tagen zukommen.«

Damona nickte, ließ Scheckbuch und Stift wieder verschwinden und beeilte sich, Mike einzuholen.

Es regnete wieder, als sie auf die Straße hinaustraten. Mike blieb im Hauseingang stehen, warf einen finsteren Blick in den Himmel und schlug schauernd seinen Mantelkragen hoch.

»Das Wetter paßt zu meiner Laune«, murmelte er undeutlich. Sein Gesicht schien noch halb betäubt zu sein. Er hatte Schwierigkeiten, die Worte richtig zu formulieren.

»Sadist.«

»Wer?« fragte Damona.

»Dieser Zahnarzt. Alle Zahnärzte sind Sadisten, aber dieser Doktor Frankenstein setzt ihnen die Krone auf.«

»Doktor Stone«, verbesserte ihn Damona.

Mike machte ein abfälliges Geräusch – und griff nach der Beifahrertür des Porsche.

»Mir egal, wie er heißt«, knurrte er, während Damona um den Wagen herumging und sich hinter das Steuer setzte. »Dem Kerl macht es regelrechten Spaß, in anderer Leute Nervensystem herumzubohren.«

»War es schlimm?«

Mike lachte humorlos. »Schlimm? Der Kerl hat mir den halben Kiefer aufgemeißelt. Er hätte Bauarbeiter werden sollen. Oder Steinmetz.«

»Nichts gezogen?«

»Doch.« Mike zog die Oberlippe zurück und deutete mit dem Zeigefinger auf die obere Zahnreihe. »Beide Schneidezähne, und die beiden daneben. Das, was du da siehst, ist nur ein Provisorium. Die Kronen setzt mir Doktor Wellerby in Edinburg auf. Morgen oder übermorgen. Zu diesem Metzger gehe ich jedenfalls nicht noch einmal. Wo fährst du überhaupt hin«, fragte er, als er bemerkte, wie Damona den Blinker setzte und inmitten des fließenden Verkehrs wendete.

»Zum Yard«, antwortete Damona. »Ich habe Ben versprochen, noch einmal bei ihm vorbeizuschauen, ehe wir nach Schottland zurückfahren. Oder hast du es eilig?«

Mike schüttelte stumm den Kopf.

Damona erspähte eine Lücke zwischen den vorüberrauschenden Autos, tippte aufs Gaspedal und ließ den Porsche vorwärtspreschen.

Mike wurde von der plötzlichen Beschleunigung in die Polster geworfen und stieß einen ächzenden Laut aus.

»Jetzt weiß ich, was hier gespielt wird«, maulte er. »Du steckst mit dem Kerl unter einer Decke. Ihr wollt mich umbringen!«

Damona schaltete herunter und gab Gas, ohne direkt zu antworten.

Das schlechte Wetter hatte auch einen Vorteil: Der Verkehr war merklich schwächer geworden. Die Leute schienen es vorzuziehen, sich in ihren Wohnungen vor dem Regen und den eisigen Windböen zu verbergen und nur auf die Straße zu gehen, wenn es wirklich nicht zu vermeiden war. Sie erreichten den Yard in kaum der Hälfte der Zeit, die sie normalerweise für die Strecke benötigt hätten.

»Kommst du mit?« fragte Damona, nachdem sie den Wagen vor dem Glasriesen von New Scotland Yard geparkt hatte.

Mike stieg wortlos aus und knöpfte seinen Mantel zu. »Wozu soll dieser Besuch eigentlich gut sein?« fragte er, während sie eilig auf das Portal zuschritten, um dem strömenden Regen zu entgehen.

»Und wieso Scotland Yard? Ich denke, Ben ist noch krankgeschrieben.«

»Du kennst ihn doch. Er würde sich selbst auf dem Sterbebett noch einmal aufraffen und auf Händen und Knien hierherkriechen. Außerdem hofft er wohl, hier vor den Nachstellungen einer gewissen Dame sicher zu sein. Und er hat mir versprochen, die Ohren offenzuhalten. Vielleicht erfährt er etwas, was für uns von Interesse sein kann.«

Sie betraten das Haus und fuhren mit dem Aufzug nach oben. Es war kaum zu überhören, daß Ben in seinem Büro war. Seine Stimme schallte ihnen bereits entgegen, als sie aus der Liftkabine traten. Sie

konnten nicht verstehen, was er sagte, aber allem Anschein nach schien er wieder einmal in voller Fahrt zu sein.

Damona lächelte flüchtig und öffnete die Tür zur Mordkommission. Das Bild hatte sich im Gegensatz zum vergangenen Tag vollkommen gewandelt. An der in loser Unordnung im Raum verteilten Schreibtischen schienen sich mindestens dreimal so viele Männer und Frauen aufzuhalten wie normal. Telefone schrillten ununterbrochen, und über dem Raum hatte sich eine Atmosphäre hektischer, nervöser Aktivität ausgebreitet. Sie entdeckten Ben aufgeregt diskutierend bei einer Gruppe junger Polizeibeamter am entgegengesetzten Ende des Raumes und kämpften sich durch das Gewühl zu ihm vor.

Einer der Beamten sah auf, als Damona zu der Gruppe trat.

»Gut, daß Sie da sind, Miß King«, stöhnte er. »Tun Sie uns einen Gefallen und schaffen Sie ihn hier weg!«

Ben hörte für einen Moment auf zu reden, starrte den jungen Beamten aus hervorquellenden Augen an und schnappte nach Luft.

Sein Gesicht färbte sich langsam dunkelrot.

»Was fällt Ihnen ein, Hendricks!« keuchte er. »Sie sind immer noch mein Untergebener, und…«

»Ihr Untergebener bin ich vielleicht, wenn Sie im Dienst sind, *Mister* Murray«, sagte Hendricks betont. »Aber im Augenblick sind sie krankgeschrieben.«

Murray japste, als litte er plötzlich unter Asthma. Seine Hände zuckten unkontrolliert.

Damona trat rasch neben ihn und legte ihm beruhigend die Hand auf die Schultern. »Hast du einen Moment Zeit für mich, Ben?« fragte sie.

»Ich… wenn es sein muß, ja«, würgte Murray mühsam hervor.

»Aber wirklich nur einen Moment. Wir haben viel zu tun, wie du siehst.«

Hendricks schien etwas sagen zu wollen, aber Damona brachte ihn mit einem raschen, warnenden Blick zum Schweigen. Sie nahm Ben am Arm und führte ihn mit sanfter Gewalt aus dem Raum.

»Was war eigentlich los?« fragte Mike, nachdem sie wieder auf dem Korridor waren.

»Was soll schon losgewesen sein«, grollte Ben. »Das, was in einer Mordkommission nun mal so los ist. Ein Mordfall. Und ich bin nicht im Dienst. Ihr wißt ja, wie das mit den jungen Leuten heute so ist – ich fürchte, wenn ich ihnen nicht hier und da unter die Arme greife, ist die Abteilung total verlottert, bis ich wieder dienstfähig geschrieben bin. Wie geht es deinen Zahnschmerzen, Mike?«

Hunter verzog das Gesicht. »Gut, Ben, gut. Sie gedeihen prächtig. Besonders, wenn mich irgendwelche netten Leute immer wieder daran erinnern. Dankeschön.«

Ben grinste. »Nichts zu danken, Mike. Schließlich sind wir Freude.«

»Ach?«

»Ein Mordfall, sagst du?« fragte Damona hastig, um den beginnenden Streit zwischen Mike und Ben bereits im Keim zu ersticken.

»Ja. Eine reichlich mysteriöse Sache. Das Opfer scheint ein gewisser Crane zu sein, irgend so ein Makler, der wohl auch mal ab und zu ein krummes Geschäft gemacht hat.«

»Scheint?« fragte Mike.

Ben nickte betrübt. »Das ist es ja gerade. Wir haben zwei Leichen. Der andere heißt Durane, Henry Durane. Einer von beiden ist vom anderen umgebracht worden, hat aber seinen Mörder vorher noch mitgenommen.«

»Hört sich kompliziert an«, gestand Mike.

»Das ist es. Zu allem Überfluß ist Cranes Frau verschwunden, obwohl wir mit ziemlicher Sicherheit wissen, daß sie zur Tatzeit im Hause war. Sie wäre unsere einzige Zeugin gewesen. Meiner Meinung nach liegt der Fall klar – aber auf meine Meinung legt man ja anscheinend keinen Wert mehr. Jedenfalls wissen wir nicht, ob Crane nun Durane umgebracht hat und von ihm noch erledigt wurde, oder ob es umgekehrt war.«

»Durane?«

Murray sah auf. Ein hochgewachsener, schlanker Mann mit Vollbart und beginnender Halbglatze war hinter ihnen stehengeblieben und sah Murray fragend an. »Sagten Sie Durane, Murray?«

Ben nickte.

»Browley. Freut mich, Sie zu treffen. Sie haben richtig gehört – ich sagte Durane. Kennen Sie den Namen?«

»Und ob«, nickte Browley. »Zumindest den seiner Frau. Die Tante hat mir den halben Tag lang den Nerv gestohlen.«

»Was war los?«

Browley zuckte die Achseln. »Nichts. Sie rief heute Nacht an und behauptete, den entlaufenen Panther gesehen zu haben – Sie erinnern sich doch an die Geschichte, nicht?«

Murray nickte hastig. »Und?«

»Nichts, und«, gab Browley zurück. »Wir sind natürlich sofort hingefahren, aber das ganze war eine Riesenente. Wir haben den ganzen Block auseinandergenommen und jeden einzelnen Hausbewohner verhört, aber niemand hat etwas bemerkt. Und die Geschichte, die uns die gute Frau verkaufen wollte, war schon reichlich phantastisch.«

»So?« wurde Damona hellhörig.

Browley lächelte. »Sie behauptet, kurz nach Mitternacht eine dunkelhäutige Frau beobachtet zu haben, die einen schwarzen Panther an einer Leine führte. Lächerlich!«

Ben schluckte. »Sie… behauptet was?« fragte er ungläubig.

»Miss Durane behauptet, gegen null Uhr zehn eine dunkelhäutige, fremdartig aussehende und in einen Wolfsfellmantel gekleidete Frau beobachtet zu haben, die einen schwarzen Panther an einer Leine über ihren Hausflur führte. Außerdem behauptet sie, in Begleitung der Fremden zahlreiche andere Menschen – von denen sie einige sogar mit Namen nennen konnte – gesehen zu haben. Laut ihrer Aussage benehmen sie sich komisch. Jeder von ihnen soll überdies eine Katze mitgeführt haben«, zitierte Browley aus dem Protokoll.

»Und warum erfahre ich das erst jetzt!« brüllte Ben plötzlich.

Browley blieb gelassen. »Weil es nicht Ihr Fall ist, geehrter Kollege. Weil es genaugenommen überhaupt kein Fall ist. Die Frau ist hysterisch, das ist alles. Sie hat wohl die Meldung über den entlaufenen Panther in der Zeitung gelesen und angefangen zu spinnen. Wahrscheinlich hat sie *irgend etwas* gesehen, einen Schatten oder was weiß ich, und in ihrer Phantasie ist dann ein schwarzer Panther und eine geheimnisvolle Frau daraus geworden. Nicht der erste Fall dieser Art, liebster Kollege.«

Er nickte freundlich, klemmte den Aktenhefter, den er bisher in Händen gehalten hatte, unter den Arm und verschwand mit raschen Schritten im Korridor.

Ben starrte ihm wütend nach. »So etwas versteht man unter Kooperation«, grollte er.

»Er konnte es nicht wissen«, beruhigte ihn Damona. »Und selbst wenn, hätte er die Dinge kaum richtig gedeutet. Er hat nicht die Informationen, die wir haben. Jedenfalls bedeutet dies eine Spur für uns.«

»Fahren wir hin?« fragte Mike.

»Wohin? Zu Durane?«

»Crane. Irgendwie haben die beiden etwas gemeinsam. Wenn wir herausfinden, was, sind wir ein schönes Stück weiter. Das heißt«, wandte er sich an Murray, »wenn wir so einfach in die Untersuchungen deiner Kollegen eingreifen können.«

Murray grinste schadenfroh. »Laß das mal ruhig meine Sorge sein. Ich werde den Jungens schon klarmachen, was wir dürfen und was nicht.« Er rieb sich die Hände. »Die Idee beginnt mir zu gefallen. Vielleicht lösen wir den Fall schneller als sie. Die dummen Gesichter sind mir schon eine kleine Anstrengung wert.«

***

Frederick deutete auf das halb eingesunkene Wellblechdach, das hinter den dichten grünen Baumkronen auf der anderen Seite sichtbar war. »Das muß es sein.«

»Bist du sicher?«

»Berty hat mir diese Adresse genannt. Und ich sehe im weiten

Umkreis keinen weiteren Lagerschuppen.« Er drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus und sah ungeduldig auf die Uhr. »Wir sind viel zu früh dran.«

»Gehen wir eher«, schlug Steven vor. Sein breites, von einer häßlichen, quer über die Nasenwurzel und die linke Wange reichenden Narbe entstelltes Schlägergesicht verzog sich zu einem listigen Grinsen. »Berty erwartet uns nicht vor Mitternacht zurück. Wir könnten noch auf einen Sprung ins ROSE TATOO gehen. Die beiden Miezen, die wir letzte Woche aufgerissen haben, warten sicher noch auf uns.«

Frederick schüttelte entschieden den Kopf.

»Wir haben unsere Anweisungen. Und Berty kann verdammt unangenehm werden, wenn einer aus der Reihe tanzt.«

Steven schwieg betreten. Seine Finger tasteten unwillkürlich nach der Narbe auf seinem Gesicht. Sie stammte von einem Rasiermesser, mit dem er bei einer ähnlichen Gelegenheit auf recht unangenehme Weise Bekanntschaft gemacht hatte.

»Was suchen wir eigentlich hier?«

»Das weiß ich erst, wenn wir es gefunden haben«, gab Frederick zurück. »Vielleicht nichts. Der Alte interessiert sich eben dafür, wer hier in aller Stille was macht.« Er lachte leise. »Wer immer diese Ruine gekauft hat, muß entweder total bescheuert sein, oder Dreck am Stecken haben.«

»Vielleicht beides.«

Frederick lehnte sich zurück, schaltete das Autoradio ein und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. »Warten wir ab«, schlug er vor. »In einer guten Stunde wird es dunkel. Ich mache solange noch ein Nickerchen. Weck mich, wenn was los ist.«

Steven wollte etwas Unfreundliches erwidern, aber Frederick hatte sich schon herumgedreht und begann demonstrativ zu schnarchen.

***

»Ich habe Sie ja gewarnt«, sagte Lieutenant Cowaller und schlug das Laken wieder über die reglos daliegende Gestalt. »Es ist wirklich kein schöner Anblick.« Er richtete sich auf, rieb die Handflächen an der Hose seines dunkelbraunen Cordanzuges, als habe er sich an dem sterilen Leichentuch beschmutzt, und deutete mit einer Kopfbewegung auf den zweiten, ebenfalls in ein weißes Tuch gehüllten Körper, der auf der anderen Seite der schmalen Diele lag. »Der da sieht auch nicht viel besser aus.«

Murray räusperte sich unwohl und tauschte einen raschen Blick mit Damona.

»Seit ihr schon weitergekommen?« fragte er zögernd.

Cowaller verneinte. »Leider. Sieht aus, als wäre dies einer der Fälle,

die wir wohl nie wirklich aufklären werden. Wenn wir Cranes Frau nicht finden, heißt das. Die beiden müssen wie rasend übereinander hergefallen sein. Haben Sie gesehen, wie Cranes Gesicht zugerichtet war?«

Damona nickt impulsiv. Sie war blaß geworden, aber das lag nicht, wie Cowaller augenscheinlich annahm, an Maxwell Cranes verwüstetem Gesicht. Es waren nicht die Wunden, die Damona so erschreckt hatten. Die Männer der Spurensicherung, die das Haus bevölkerten und ihr ab und zu einen mitleidigen Blick zuwarfen, mochten dies annehmen, aber das war ihr nur recht.

Sie wußte, daß die Verletzungen nicht von einem Messer stammten, auch nicht von Duranes Fingernägeln, wie die Polizei anzunehmen schien. Es waren eindeutig Kratzspuren einer Katze. Damonas Verdacht, daß die Babtel madr hier ihre Hände im Spiel hatte, bestätigte sich.

Sie wandte sich ab, ging um die beiden Leichen herum und betrat schließlich zögernd das Arbeitszimmer des ermordeten Maklers.

Mike und Ben folgten ihr wenige Augenblicke später.

»Nun?« fragte Mike mit gesenkter Stimme.

Murray warf einen flüchtigen Blick über die Schulter und trat ein paar Schritte von der Tür zurück, ehe er antwortete. Seine Kollegen vom Yard mußten das, was sie zu besprechen hatten, nicht unbedingt hören.

»Nichts«, sagte er bedauernd. »Meine Kollegen stecken in einer Sackgasse, wie man so schön sagt. Sie haben weder ein Motiv noch eine befriedigende Erklärung für den Tathergang.«

»Wenn wir wüßten, in welcher Beziehung Durane zu Crane stand, wären wir ein schönes Stück weiter«, sinnierte Mike.

Ben lachte humorlos. »Nicht nur wir. Es gibt nämlich keine Beziehung. Ich habe mich vorhin ein bißchen mit Cowaller unterhalten. Dieser Crane war alles andere als ein Unschuldslamm.«

Mike zog verblüfft die Brauen hoch. »Ich denke, er war Häusermakler.«

»Das war er. Aber einer von der ganz schlimmen Sorte. Leider haben wir ihn nie bei einem wirklichen Vergehen erwischt. Aber seine Geschäfte bewegten sich immer ziemlich dicht am Rande der Legalität, um es vorsichtig auszudrücken. Er hatte Verbindungen zu der Unterwelt, soviel wissen wir. Aber Durane steht nicht auf der Liste der Leute, die für ihn gearbeitet haben.«

»Vielleicht war es das erste Mal«, vermutete Mike.

»Und das letzte, ja.«

Damona schüttelte den Kopf, lehnte sich gegen die Schreibtischkante und begann versonnen mit einem schweren Onyx-Brieföffner zu spielen.

»Ich habe das Gefühl, ganz dicht vor der Lösung zu stehen«, murmelte sie. »Aber…«

»Du meinst, es gibt eine Verbindung zwischen Crane und der Babtel madr?« fragte Mike.

»Vielleicht nicht direkt. Wir wissen, daß Durane in der letzten Nacht Kontakt mit ihr hatte«, sagte Damona nachdenklich. »Er ging mit ihr weg, kam gegen Morgen wieder und wurde anschließend wie alle anderen Hausbewohner von der Polizei verhört.«

»Danach«, spann Ben den Faden weiter, »verschwand er erneut und tauchte am Nachmittag hier wieder auf. Ich sehe da keine Verbindung zu Crane.«

»Augenscheinlich nicht. Das einzige, was wir jetzt genau wissen ist, daß sie sich in London aufhält.«

»Das wußte ich schon seit gestern abend«, warf Mike säuerlich ein.

»Aber es hilft uns nicht weiter. Wir müssen die Verbindung zwischen ihr und Crane finden.«

Damona stutzte, sah auf und starrte Mike fast zehn Sekunden lang an.

»Du bist ein Genie«, sagte sie dann.

Mike nahm das Kompliment hin, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Ich weiß«, sagte er ruhig. »Wenn mir auch nicht gerade klar ist, was ich jetzt Geniales gesagt habe.«

»Du hast mir die Lösung präsentiert«, sagte Damona aufgeregt.

»Überleg doch mal genau. Gestern nacht hatte Durane den ersten Kontakt mit der Babtel madr. Und heute Nachmittag erscheint er hier und tötet Crane. Wenn Crane Kontakt mit ihr hatte, dann irgendwann in der Zeit dazwischen. Wir müssen nur seinen Tagesablauf rekonstruieren, und…«

»Genau!« mischte sich Ben ein. »Was immer zwischen den beiden vorgefallen ist, muß heute geschehen sein. Crane war seit halb elf zuhause, das wissen wir von seinen Nachbarn. Und er ist selten vor neun aus dem Haus gegangen. Es bleiben also praktisch nur anderthalb Stunden, die sich rekonstruieren lassen müßten.«

»Hoffentlich.«

»Ein Mann wie Crane muß ein Notizbuch oder Ähnliches haben«, behauptete Ben. »Warte – ich frage danach.« Er fuhr herum und stürmte mit schnellen Schritten aus dem Raum.

»Wenn du recht hättest, wäre es fast zu einfach«, sagte Mike.

»Jede Lösung ist einfach, wenn man erst einmal darüber gestolpert ist«, sagte Damona. »Außerdem ist es nur eine Vermutung.« Sie warf einen ungeduldigen Blick zur Tür. Bens Stimme war bis hier herein zu hören. Er schien aufgeregt mit seinen jüngeren Kollegen zu diskutieren und wurde offensichtlich mit jeder Sekunde wütender. Schließlich kehrte er mit hochrotem Kopf und heftig gestikulierend zurück.

»Nichts«, sagte er. »Zumindest sagt man mir nichts.«
»Was heißt das?«
»Er hatte einen Terminkalender in der Tasche«, erklärte Ben.
»Aber daraus geht nichts hervor. Unter dem heutigen Datum ist nur eine Uhrzeit eingetragen. Und meine lieben Kollegen verhalten sich nicht gerade kooperativ.«
Mike lächelte flüchtig. »Sie können dir nichts sagen, was sie selbst nicht wissen, Ben«, versuchte er den Inspektor zu beruhigen.
»Wahrscheinlich interessieren sie sich selbst brennend dafür, was Crane heute getan hat.«
»Aber irgendwo muß doch ein Hinweis sein«, murmelte Damona.
Sie stand von der Schreibtischkante auf, ging langsam um den Tisch herum und ließ ihre Finger nachdenklich über die Schreibunterlage und den pedantisch ausgerichteten Block darauf gleiten. »So, wie es hier aussieht, war Crane ein Pedant«, murmelte sie. »Und solche Leute tun nichts, ohne es sich aufzuschreiben oder sonstwie zu merken.«
Mike kam ebenfalls näher.
»Steht nichts auf dem Block?«
»Nein.«
»Auch nicht durchgedrückt oder so?«
Damona lächelte. »Der Trick funktioniert nur in Kriminalfilmen«, sagte sie. »Oder in…«
»Was hast du?« fragte Mike aufgeregt, als Damona mitten im Wort abbrach und mit konzentriertem Gesichtsausdruck auf das Telefon starrte.
»Dieses Kabel da – wozu dient es?«
»Kabel? Welches Kabel?«
Damona deutete wortlos auf ein dünnes, gewundenes Kabel, das vom Telefon aus über die Schreibtischplatte führte und in einer Schublade verschwand. Wortlos ging sie in die Knie, zog die Schublade auf und starrte eine Weile konzentriert hinein.
»Nimm bitte mal den Hörer ab«, murmelte sie.
Mike tauschte einen fragenden Blick mit Ben, zuckte die Achseln und gehorchte dann. Ein leises, kaum hörbares Klicken ertönt. Damonas Gesichtsausdruck hellte sich auf. »Vielleicht haben wir Glück«, murmelte sie. »Dieser Crane war noch gründlicher, als ich geglaubt habe. Das Telefon ist mit einem Cassettenrecorder gekoppelt, der sich automatisch einschaltet, wenn man den Hörer abnimmt.« Sie griff in die Schublade und drückte rasch hintereinander zwei Tasten. Ein helles, knisterndes Geräusch drang aus dem verborgen installierten Lautsprecher, dann ertönte Cranes Stimme:
»*Gib mir Berty!*«
»Das nennt man Glück«, sagte Ben aufgeregt, während aus dem Lautsprecher ein Durcheinander knisternder und knackender

Geräusche drang.

Damona machte eine abwehrende Bewegung und legte den Finger auf die Lippen. »Wir wissen nicht, ob das Gesuchte auf dem Band ist«, sagte sie hastig. »Immerhin kann die Aufnahme Tage alt sein. Oder Wochen. Die Bandaufnahme spulte sich weiter ab, und sie hörten das Gespräch, das Crane am Mittag mit seinem Verbindungsmann zur Unterwelt geführt hatte, noch einmal. Ben zog seinen Notizblock aus der Tasche und begann hastig zu kritzeln, als Crane Name und Adresse der angeblichen Miss Wilson nannte.«

»Das muß sie sein«, sage Damona, nachdem sich das Gerät am Gesprächsende automatisch abgeschaltet hatte. »Einen solchen Zufall gibt es nicht.«

Mike nickte. »Hoffen wir's. Du hast dir die Adresse aufgeschrieben, Ben?«

»Selbstverständlich«, erklärte Murray beleidigt.

»Weißt du, wo das ist?«

»So ungefähr. Im Norden der Stadt jedenfalls. Keine sehr vornehme Gegend. Allerdings ideal, wenn man unauffällig bleiben will.«

»So ideal nun auch wieder nicht«, murmelte Mike.

Ben sah auf und lächelte flüchtig. »Wenn hinter dieser angeblichen Miss Wilson wirklich eure Katzengöttin steckt, konnte sie nicht wissen, daß sie mit Crane sozusagen den Bock zum Gärtner gemacht hat. Außerdem hat sie ja wohl versucht, den Fehler wiedergutzumachen. Und wenn Durane nicht in sein eigenes Messer gefallen wäre…« Er zuckte die Achseln, verstaute sein Notizbuch in der Jackentasche und warf Damona einen auffordernden Blick zu.

»Ich bin zwar nicht offiziell im Dienst, aber ich denke, ich kann ein paar Leute abstellen lassen, die uns zu eurer Freundin begleiten.«

Damona schüttelte den Kopf. »Ich möchte lieber allein gehen, Ben.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, begehrte Mike auf. »Ich begleite dich. Ich traue dieser Babtel madr keinen Schritt über den Weg.«

»Ihr mißversteht die Lage«, sagte Ben geduldig. »Wir haben gerade ein wichtiges Beweisstück in einem Mordfall entdeckt. Ich kann es nicht unterschlagen, so gerne ich euch den Gefallen täte. Ich werde Cowaller Bescheid sagen müssen.«

»Sofort?«

»Was verstehst du unter sofort?«

»Es würde uns reichen, wenn wir eine halbe Stunde Vorsprung hätten«, sagte Damona nach kurzem Überlegen. »Dreißig Minuten, mehr nicht. Vielleicht«, fügte sie nach einem raschen Seitenblick auf Mike hinzu, »ist Mike dann beruhigt.«

Ben nickte mit deutlichem Widerwillen. »Gut. Ich sehe zu, daß ihr eine halbe Stunde bekommt. Aber nicht länger.«

Damona nickte dankbar. »Eine halbe Stunde reicht«, sagte sie

überzeugt.

Die Zeit mußte reichen, wozu auch immer. Vielleicht, dachte sie düster, war sie schon viel zu lang.

***

»Nun komm schon«, sagte Frederick ungeduldig. Seine Stimme hallte weit über den dunklen Platz, obwohl er sich bemühte, leise zu sprechen. Mit zusammengebissenen Zähnen zog er den Stacheldraht auseinander und wartete, bis Steven auf Händen und Knien darunter hindurchgekrochen war, ehe er losließ. Der Draht schnappte mit einem summenden Geräusch zurück, bei dem der Gangster unwillkürlich zusammenfuhr.

Steven richtete sich schnaufend auf und rieb sich die Hände an den Hosenbeinen. Die Lagerhalle lag als breiter, massiger Schatten vor ihnen. Durch Ritzen und Löcher in den undichten Wänden drang hellrotes, flackerndes Licht, und der Wind trug Fetzen eines schwermütigen, fremdartig klingenden Gesangs mit sich. Eine seltsame, unwirkliche Atmosphäre lag über dem verlassenen Grundstück, der Atem von etwas Fremden und vielleicht Gefährlichen, den die beiden Eindringlinge zwar nicht begreifen, desto deutlicher aber fühlen konnten.

Sie näherten sich der Halle von der Rückseite her. Der Gesang wurde lauter und gleichzeitig drohender.

»Möchte wissen, was die da drin veranstalten«, murmelte Steven nervös. »Hört sich gräßlich an.«

»Vielleicht irgendeine Sekte«, vermutete Frederick. »So ein Hare-Krishna-Verschnitt oder sonstwas.« Er zuckte die Achseln. Blieb stehen und deutete mit einer Kopfbewegung auf einen Stapel leerer Fässer, die an der Südwand der Halle lehnten. »Versuchen wir's dort.«

»Was?« fragte Steven dümmlich.

»Raufkommen, was denn sonst?«

»Du willst auf's Dach?«

Frederick grinste. »Klar doch. Ich weiß zwar nicht, was die da drin treiben, aber ich habe keine Lust, ihnen erklären zu müssen, was wir hier suchen. Da drin sind 'ne Menge Leute, und ich sehe hier nichts, wo wir uns verstecken könnten. Außerdem haben wir von oben einen besseren Überblick. Das Dach ist löcherig wie eine Schweizer Käse.«

Er setzte sich in Bewegung, rüttelte prüfend an einem Faß und schwang sich dann mit einem triumphierenden Grinsen hinauf. Sein Kumpan folgte ihm in geringem Abstand.

Der Stapel reichte bis dicht unter die rostige Regenrinne der Halle.

Frederick kletterte vorsichtig auf das oberste Faß, griff nach der Dachkante und zog sich ächzend hinauf. Das rostige Wellblech knarrte unter seinem Gewicht, und irgendwo auf der anderen Seite des Daches

löste sich etwas und rutschte polternd und scheppernd herunter. Aber es hielt.

Der Gangster zog sich vollends auf das Dach empor, blieb einen Moment lang lauschend liegen und half dann dem anderen, ebenfalls hinaufzusteigen.

»Siehst du«, flüsterte er triumphierend. »Ich hatte recht.« Er deutete mit einem Nicken auf ein mannsgroßes, ausgezacktes Loch, das wenige Meter vor ihnen im Dach gähnte. Der dunkelrote, flackernde Lichtschein, der von unten heraufschimmerte, gab ihm ein unheimliches Aussehen. Frederick mußte unwillkürlich an einen Eingang zur Hölle denken.

Er knurrte unwillig, schüttelte den Gedanken mit einem ärgerlichen Achselzucken ab und kroch auf Händen und Knien über das leicht geneigte Dach. Dicht vor dem Loch ließ er sich auf den Bauch nieder, griff mit den Händen nach der scharfen Bruchkante und zog sich die letzten Zentimeter ächzend über das Dach. Vorsichtig schob er den Kopf über den Rand und lugte hinab.

Zuerst sah er nichts außer flackerndem, roten Licht und undeutlichen Umrissen. Irgendwo bewegte sich etwas, aber er konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob die Bewegung echt oder nur eine durch das auf- und abwogende Licht hervorgerufene Täuschung war. Erst nach einiger Zeit gewöhnten sich seine Augen an die seltsame Beleuchtung, und er konnte mehr Einzelheiten erkennen.

Er war beinahe enttäuscht.

Die Halle war notdürftig aufgeräumt worden, aber die Spuren des jahrzehntelangen Verfalls waren noch überdeutlich. Die Südwand war mit schwarzem, schimmernden Seidenstoff bezogen, und auf dem geborstenen Betonfußboden schien etwas zu entstehen, das Frederick entfernt an ein großes, verschlungenes Pentagramm erinnerte. Große Stapel mit Baumaterial und Werkzeug füllten einen Teil der Halle aus. Der Geruch von fauligem Wasser stieg zu ihm empor, und irgendwo miaute eine Katze.

Frederick runzelte enttäuscht die Stirn. Dort unten in der Halle mußten sich mehrere Leute aufhalten, denn er hörte deutlich Stimmen über dem seltsamen Singsang und auch das Geräusch von Schritten, konnte aber niemanden entdecken. Er sah mißtrauisch in die Runde, warf Steven einen auffordernden Blick zu und kroch weiter über das Dach. Vielleicht würde er von einer anderen Position aus einen besseren Überblick haben.

Ein kleiner, dunkler Schatten huschte vor ihm über das Wellblechdach und ließ ihn zusammenzucken. Fredericks Hand zuckte unwillkürlich zu der Waffe unter seinem Jackett. Aber es war nur eine Katze, die sich offenbar in ihrer Nachtruhe gestört fühlte und Frederick jetzt wütend anfauchte.

»Hau ab!« zischte der Gangster wütend.
Die Katze fauchte, stellte warnend den Schwanz auf und zeigte Frederick ihr kleines, spitzes Gebiß. Ihre Krallen blitzten drohend auf.
Frederick richtete sich auf Hände und Knie auf, verscheuchte das Tier mit einer wütenden Bewegung und deutete stumm zum Dachfirst empor. Sein Kumpan verstand die Geste. Er nickte, sah noch einmal mißtrauisch hinter sich und kroch dann vorsichtig hinter ihm her.
»Möchte wissen, was da unten vorgeht«, flüsterte er, nachdem sie nebeneinander auf dem flachen Dachfirst angekommen waren. Vor ihnen fielen die rostigen Wellblechtafeln in sanfter Neigung ab. Am südlichen Ende der Halle schien ein ganzer Teil der Dachkonstruktion eingebrochen zu sein; das flackernde, rötliche Licht, das den Innenraum ausfüllte, war deutlich zu erkennen. »Vielleicht sehen wir dort mehr.«
Frederick nickte, machte sich bereit, weiterzukriechen und erstarrte dann mitten in der Bewegung.
»Was ist?« flüsterte Steven.
»Still!« Frederick schüttelte unwillig den Kopf und deutete nach Westen. Vor dem dunklen Hintergrund des stillgelegten Hafenbeckens waren zwei kleine, grellweiße Lichtkreise aufgetaucht, und der Wind trug das leise Summen eines niedertourig gefahrenen Automotors mit sich.
»Ein Wagen kommt«, erklärte Frederick überflüssigerweise. Er überlegte einen Moment, duckte sich dann und begann rückwärts das Dach hinunterzukriechen.
»Beeil dich!« zischte er. »Wollen doch mal sehen, wer uns da besuchen kommt.«

***

Ihre Umgebung war beständig ärmlicher geworden, je weiter sie nach Norden gefahren waren, und in den letzten zehn Minuten hatten sie sich entlang eines aufgelassen Hafenbeckens, dessen fauliger Geruch selbst durch die geschlossenen Scheiben drang und das Atmen zur Qual werden ließ, durch vollkommen menschenleeres Terrain bewegt.
»Eine reizende Gegend«, murmelte Mike, während er mit zusammengekniffenen Augen versuchte, Einzelheiten jenseits des scharf abgegrenzten Lichtkreises der Scheinwerfer zu entdecken.
»Crane hatte recht mit seiner Bezeichnung. Es ist eine Ruine«, sagte er übellaunig.
»Aber sie ist bewohnt.« Damona ließ den Wagen ausrollen und zog den Zündschlüssel aus dem Schloß. Der Motor verstummte mit einem letzten, grollenden Geräusch, und die Scheinwerfer klappten sich automatisch in die Karosserie zurück. Übergangslos schlug die Dunkelheit über ihnen zusammen. Nur durch die Ritzen der

baufälligen Halle vor ihnen schimmerten schmale Streifen einer rötlichen, von flackernden gelben Blitzen durchsetzten Dunkelheit.

»Glaubst du, daß es das ist?« fragte Mike.

Damona nickte wortlos. Automatisch ließ sie die Wagenschlüssel in der Handtasche verschwinden, zögerte einen Augenblick und nahm dann die Luger hervor. Es klickte leise, als sie den Sicherungshebel herumlegte.

»Du glaubst, daß sie wirklich hier ist?« fragte Mike.

»Ich *weiß* es«, antwortete Damona. »Komm.«

Sie stiegen aus. Mike fröstelte, als sie aus dem geheizten Wageninneren in den eisigen Wind hinaustraten. Vom Hafenbecken her drang ein leises Plätschern zu ihnen herüber, und als Mike im Dunkeln gegen einen Busch stieß, huschte etwas Kleines, Dunkles davon und verschwand quiekend in der Dunkelheit.

Damona tauschte einen blitzschnellen Blick mit Mike und huschte dann geduckt auf die Lagerhalle zu. Mike folgte ihr auf gleicher Höhe, aber in mehreren Schritten Entfernung.

Sie erreichten die Halle unbehelligt. Mike preßte sich mit dem Rücken gegen das rostige Wellblech und lauschte sekundenlang mit geschlossenen Augen. Ein monotoner, irgendwie orientalisch klingender Singsang drang durch das dünne Blech zu ihnen hinaus, und das flackernde Licht schien im Rhythmus der Melodie mitzuschwingen.

»Alles in Ordnung?« fragte er leise.

Damona hob warnend die Hand vor den Mund und deutete mit einer Kopfbewegung nach oben. Ein verirrter Lichtstrahl brach sich schimmernd auf dem Lauf ihrer Waffe und ließ ihn hell aufblitzen.

Mike hatte bemerkt, was Damona meinte. Über ihnen war jemand – oder etwas. Und dieses Etwas setzte im gleichen Augenblick zum Angriff an, in dem es erkannte, daß seine Anwesenheit entdeckt worden war. Mike duckte sich, als der Mann sich auf ihn herabfallen ließ. Die Luger wurde ihm aus der Hand geschlagen. Zwei, drei harte Schläge trieben ihm die Luft aus den Lungen und ließen ihn zurücktaumeln. Aus den Augenwinkeln sah er, daß Damona fast im gleichen Augenblick unter dem Anprall eines zweiten Körpers zu Boden ging.

Er fiel auf den Rücken, rollte sich herum und fing im letzten Augenblick einen gemeinen Fußstoß ab, der auf sein Gesicht gezielt worden war. Der Angreifer ächzte überrascht, ruderte wild mit den Armen und ging ungeschickt zu Boden, als Mike seinen Fuß mit einem Ruck herumdrehte. Aber er kam fast augenblicklich wieder auf die Füße. Mit einer Geschmeidigkeit, die Mike einem so massigen Mann gar nicht zugetraut hatte, fuhr er herum, blockte Mikes Haken ab und setzte eine knallharte Gerade nach, die Mike zurücktaumeln und

gegen die Hallenwand krachen ließ. Er hatte seinen Gegner unterschätzt. Der Mann war kein dahergelaufener Kneipenschläger, sondern ein routinierter Fighter, der ihm durchaus ebenbürtig war.

Er wartete, bis der andere nachsetzte, um seinem vermeintlich wehrlosen Opfer den Rest zu geben, steppte zur Seite und fing die heransausende Faust des anderen auf. Eine blitzschnelle Drehung, ein nachgesetzter Schlag mit der flachen Hand auf das Ellbogengelenk des anderen, und der Schläger ging mit einem wimmernden Keuchen in die Knie. Mike fuhr herum, holte aus und knallte ihm die Handkante gegen den Hals. Der Mann verdrehte die Augen, griff haltsuchend in die leere Luft und fiel vornüber, um reglos liegenzubleiben.

Mike richtete sich keuchend auf und hielt nach Damona Ausschau.

Aber seine Befürchtungen erwiesen sich als grundlos. Damona stand lässig gegen die Wand gelehnt und musterte ihn spöttisch.

Vor ihr lag ein dunkler, reglos ausgestreckter Körper.

»Du läßt nach«, sagte sie kopfschüttelnd. »Oder wirkt Doktor Stones Narkose noch immer?«

Mike wollte etwas darauf antworten, aber Damona schnitt ihm mit einer raschen Geste das Wort ab. »Machen wir, daß wir weiterkommen«, sagte sie. »Bei dem Lärm, den wir verursacht haben, dürfte es nicht mehr lange dauern, bis jemand nachsehen kommt.«

Sie klaubte ihre Waffe vom Boden auf, säuberte sie an der Jacke des Bewußtlosen und verschwand dann geduckt im Dunkel. Mike huschte hinter ihr her, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß die beiden Schläger für die nächste halbe Stunde friedlich schlafen würden.

Sie mußten die Halle fast umrunden, ehe sie den Eingang fanden: ein großes, halb aus den Scharnieren gebrochenes Tor, durch das ein ganzer Lastwagen hindurchgepaßt hätte. Daneben befand sich eine schmale Türöffnung, die nur mit einem hastig angebrachten Vorhang verhängt war.

Sie postierten sich beiderseits der Tür, lauschten einen Moment und sprangen dann, die Waffen schußbereit in den Fäusten, in die Halle.

»Willkommen, Damona King!«

Die Stimme dröhnte mit solcher Wucht durch die weite, leere Halle, daß Mike sich zusammenkrümmte und die Hände vor die Ohren preßte. Neben ihm brach Damona in die Knie. Ihre Waffen polterten mit hellem Scheppern zu Boden und blieben irgendwo außerhalb ihrer Reichweite liegen.

Mike schrie auf. Ein greller, sengender Blitz schien seine Netzhäute zu verbrennen und orangerotes Feuer in seinem Schädel zu entfachen. Ein pulsierender Schmerz zuckte durch seinen Körper, lähmte sowohl seine Muskeln als auch seinen Willen und ließ ihn vollends in die Knie brechen, für Sekunden war er blind, eingehüllt in einen Mantel aus Schmerzen und Lähmung. Nur langsam lichteten sich die blutrot

gefärbten Schleier vor seinen Augen.
Als er wieder sehen konnte, stand eine hochgewachsene, dunkelhäutige Frau vor ihnen.
Die Göttin der Katzen…

***

Damona erhob sich mühsam auf die Knie. Ihr Körper schien in Flammen zu stehen, und ihre Muskeln quittierten jede noch so kleine Bewegung mit einer wahren Orgie kleiner, spitzer Schmerzpfeile.
Der geistige Angriff der Katzendämonin hatte sie vollkommen unvorbereitet getroffen. Dabei hatten sie nur einen geringen Bruchteil der geistigen Macht der Unheimlichen zu spüren bekommen.
»Du hast lange gebraucht, um mich zu finden«, sagte die Babtel madr. »Dabei habe ich es dir wirklich leicht genug gemacht.«
»Du… wolltest, daß ich dich finde?« frage Damona.
»Natürlich.«
Seltsamerweise fiel es ihr schwer, dem Blick dieser dunklen, durchdringenden Katzenaugen standzuhalten. Obwohl in ihrem Körper noch immer die Schmerzen tobten, die der telepathische Angriff der Katzengöttin hervorgerufen hatte, brachte sie es einfach nicht fertig, Aggressionen oder gar nur Abneigung gegen dieses Wesen zu empfinden. Mehr und mehr hatte sie den Eindruck, in nichts anderes als einen Spiegel zu sehen, in der Babtel madr nichts anderes als einen anderen Aspekt ihrer eigenen Persönlichkeit zu erblicken, eine Schwester, näher mit ihr verwandt, als es eine leibliche Schwester je sein konnte.
»Du beginnst zu verstehen, Damona. Du verstehst jetzt, was ich dir schon bei unserer ersten Begegnung mitteilen wollte«, sagte die Babtel madr. »Du und ich – wir sind gleich. Wir gehören zusammen, ob du es willst oder nicht.«
Damona schüttelt mühsam den Kopf. Sie spürte, wie die Lähmung allmählich von ihr wich, als die Babtel madr ihre geistige Fessel behutsam lockerte. Aber sie spürte auch die Wachsamkeit der anderen.
Eine einzige verdächtige Bewegung, schon ein falscher Gedanke, und die geistige Geißel würde unbarmherzig erneut zuschlagen.
»Ich habe dich hierherkommen lassen, um dir meine Freundschaft anzutragen, Damona«, fuhr die Unheimliche fort.
»Deine Freundschaft?« Es fiel Damona schwer, nicht hell aufzulachen.
»Du kämpfst einen Kampf, den du nicht gewinnen kannst, Damona«, sagte die Babtel madr geduldig. »Als ich dir das erste mal gegenüberstand, kannte ich mich in eurer Welt noch nicht so gut aus wie jetzt. Aber ich habe mich umgesehen, und ich habe Informationen

gesammelt. Über dich, über die Schwarze Familie, über Zarangar, die Moordrohr…«

»Die Moordrohr!« keuchte Mike. »Was weißt du von ihnen?«

»Mehr als ihr«, gab die Dämonin spöttisch zurück. »Ihr glaubt, sie seien besiegt. Aber das stimmt nicht. Sie leben.«

»Aber das ist unmöglich!« sagte Damona überzeugt. »Sie wurden vernichtet, als…«

»Sie wurden ihrer Macht beraubt, aber sie leben«, sagte die Babtel madr. »Du siehst, Damona, ich kann dir eine wertvolle Verbündete sein. Ich besitze Mittel und Wege, an Informationen zu gelangen, die einem normalen Menschen wie dir verwehrt sind. Und ich besitze mächtige Verbündete. Schon einmal haben sie dir das Leben gerettet.«

»Dann hast du den Killer-Engel getötet?«

»Nicht ich. Meine kleinen Schwestern. Viele von ihnen starben in einem Kampf, der nötig war, um dein Leben zu retten.«

»Und die Menschen, die du versklavt hast?«

»Sie werden bald wieder frei sein. Ich lege keinen Wert auf willenlose Marionetten. Wenn meine Macht erst wieder erstarkt ist, werde ich freiwillige Helfer finden. Viele.«

Damona schüttelte den Kopf.

»Du lebst immer noch in einer Zeit, die seit vier Jahrtausenden vorbei ist, Babt«, sagte sie sanft. Plötzlich verspürte sie fast so etwas wie Mitleid mit der jungen Frau. Sie sah plötzlich ein, daß ihre Bemühungen umsonst sein würden. Die Babtel madr war übergangslos in eine Zeit versetzt worden, in der sie nicht zurechtkommen konnte. Sie versuchte sich vorzustellen, wie es sein mußte, viertausend Jahre weit in der Zukunft zu erwachen, von der Zeit, in der man aufgewachsen war und gelebt hatte, durch einen unüberbrückbaren Abgrund getrennt zu sein. Der Gedanke ließ sie schaudern.

»Ich könnte gegen dich kämpfen«, sagte sie leise, »aber ich werde es nicht tun. Ich habe schon einmal mit dir gekämpft, und es hat keinem von uns genutzt, nur geschadet.«

»Aber bedenke doch, Damona! Gemeinsam…«

»Dein Weg ist der falsche«, sagte Damona geduldig. »Wenn ich auf deinen Vorschlag eingehen würde, könnten wir vielleicht eine Zeitlang erfolgreich gegen die Schwarze Familie kämpfen…«

»Wir könnten sie besiegen!« fuhr die Katzendämonin auf. »Ich weiß es. Ich kenne meine Macht. Und ich kenne deine, Damona. Sie ist der meinen ebenbürtig.«

»Gewalt ist keine Lösung!«

»Aber ein Weg. Ich lese in dir wie in einem offenen Buch, Damona. Ich weiß, warum du kamst, und hätte ich dir nur die geringste Chance gelassen, hättest du mich besiegen können. Dein Plan war gut.«

Mike sah überrascht auf. »Du wußtest…«

»Natürlich wußte sie, Mike«, sagte die Babtel madr kalt. »Sie wußte, daß dies eine Falle ist. Sie wußte, daß ich sie erwarte, und sie wußte auch den einzigen Weg, wie sie mich besiegen konnte. Aber sie hat sich für die falsche Methode entschieden. Deine Freundin glaubt, die ganze Welt mit Liebe erobern zu können!« sie lachte schrill auf. »Liebe und Ehrlichkeit im Kampf gegen das Böse! Was sind das für Waffen gegen Geister und Dämonen?«

»Die einzigen«, sagte Damona.

Ein Schatten flog über das Gesicht der Katzengöttin.

»Du läßt mir keine Wahl, Damona«, sagte sie bedauernd. »Ich wollte diesen Weg nicht gehen, aber du zwingst mich dazu.« Sie trat beiseite und stieß ein helles, befehlendes Fauchen aus.

Irgendwo im Hintergrund der Halle entstand Bewegung. Ein schlanker, schwarzer Schatten erschien zwischen den Kistenstapeln, musterte Damona aus glühenden Augen und schlich lautlos näher.

Mike keuchte entsetzt.

»Der Panther!«

»Noch hast du die Wahl, Damona«, sagte die Babtel madr drängend.

»Ein Wort von dir genügt, und ich rufe ihn zurück.«

Damona stand langsam auf. Der Panther kam mit geschmeidigen Bewegungen näher. Der Blick seiner schrägstehenden, jadegrünen Augen war mit fast hypnotischer Intensität auf Damonas Gesicht geheftet. Ein tiefes, drohendes Grollen drang aus der Brust der Raubkatze. Der Schwanz peitschte erregt über den nackten Betonboden.

»Überlege dir, ob es nicht besser ist, mit mir zu leben, statt für ein Ideal zu sterben, Damona!«

Damona wich Schritt für Schritt zurück. Der Panther folgte jeder ihrer Bewegungen mit mißtrauischen Blicken. Er blieb stehen, schnupperte erregt und kratzte mit den Krallen über den Boden.

Das Geräusch jagte Damona einen eisigen Schauer über den Rücken.

Damona spannte sich, als die Raubkatze sich zum Sprung zusammenkauerte. Ein unscharfes, verschwommenes Zeitungsfoto erschien plötzlich vor ihrem geistigen Auge: Das Bild Lao-Chens, des ersten Opfers dieser Katze. Nicht einmal er hatte sich gegen das Raubtier zur Wehr setzen können.

»Überlege es dir, Damona!«

Der Panther sprang.

Damona gewahrte die Bewegung im letzten Augenblick. Sie sprang zur Seite, rollte sich über die Schulter ab und kam im gleichen Augenblick wieder hoch, in dem die Katze dicht neben ihr auf dem Boden aufprallte. Der Panther wirbelte herum. Seine Krallen zischten durch die Luft, rissen einen Fetzen aus Damonas Jacke und ließen sie aufschreiend zurücktaumeln. Der Panther setzte fauchend nach.

Damona riß automatisch die Hände vor das Gesicht. Der Anprall ließ sie straucheln. Sie drehte verzweifelt den Kopf unter den mörderischen Krallen des Panthers weg, krümmte sich zusammen und rollte haltlos über den Boden. Die Raubkatze fauchte, setzte mit einer fast spielerischen Bewegung über sie hinweg und versuchte nach ihrem Gesicht zu beißen. Damona schrie auf, warf den Kopf zur Seite und schmetterte ihr die Handkante vor die stumpfe Schnauze.

Die Katze schien den Schlag nicht einmal zu bemerken. Mit einem wütenden Satz war sie auf Damonas Brust, krallte sich mit Vorderund Hinterläufen in Damonas Kleidung fest und schnappte wütend nach ihrer Kehle.

Damona bäumte sich verzweifelt auf und versuchte, den Kopf der Bestie von sich wegzudrücken. Aber gegen die überlegenen Kräfte der Raubkatze hatte sie nicht die geringste Chance.

»Halt!« keuchte sie. »Ich… ich gebe auf …«

Der Panther erstarrte für einen Herzschlag zur Bewegungslosigkeit und zog sich dann fauchend zurück. Damona blieb sekundenlang keuchend liegen und richtete sich dann langsam auf.

»Du hast gewonnen«, sagte sie leise.

Ein triumphierendes Lächeln huschte über das Gesicht der Katzendämonin. »Du gibst auf?«

Damona nickte.

»Vielleicht ist es wirklich besser, zu leben, als für ein Ideal zu sterben«, sagte sie. Ihr Blick war starr auf das Gesicht der Raubkatze gerichtet. In den schmalen, grünen Augen blitzte unverhohlene Mordlust auf. Einzig der geistige Befehl der Babtel madr hielt es noch davon ab, sich auf sein wehrloses Opfer zu stürzen und es mit einem einzigen Biß zu töten.

Damona versuchte, sich auf das Gesicht des Panthers zu konzentrieren, jede winzige Einzelheit, jedes Härchen, jedes Detail des runden, schönen Kopfes in sich aufzunehmen.

»Du lügst!« sagte die Babtel madr. Ihre Stimme bebte. »Du versuchst, deine Gedanken vor mir zu verbergen. Du hintergehst mich.«

Damona schüttelt den Kopf. Feiner, glitzernder Schweiß erschien auf ihrer Stirn. Sie starrte weiter auf das flache Katzengesicht des Panthers, versuchte sich darauf zu konzentrieren, an nichts anderes zu denken. Es gab nur noch dieses Tier für sie, diese große, schöne Katze. Langsam krochen all die Empfindungen, die sie bisher mit Katzen in Verbindung gebracht hatte, in ihr empor und verdrängten alle anderen Gedanken. Zärtlichkeit, Sanftmut, Liebe…

»Du belügst mich!« kreischte die Babtel madr. »Du verbirgst deine wahren Absichten vor mir. Ich werde dich töten!«

Damona drehte langsam den Kopf.

»Das wirst du nicht«, sagte sie. »Du kannst es nicht.«

»Ich…«

»Du selbst hast gesagt, daß wir uns zu ähnlich sind. Du würdest dich selbst töten, wenn du es tätest. Du bist ich, Babtel madr, nichts als ein anderer Aspekt meiner selbst. Wir sind gleich. Wir beide sind Schwestern, Hexen, die nur zufällig in zwei verschiedenen Zeiten geboren sind. Wir können gar nicht gegeneinander kämpfen, selbst wenn wir es wollen. Wir…« Sie schloß die Augen, konzentrierte sich und warf all ihre geistige Macht in einem einzigen gewaltigen Schlag nach vorne.

Die Babtel madr schrie gellend auf, als sie in Damonas Gedanken eine Vorahnung dessen las, was geschah. Ihre Abwehr kam zu spät.

Damonas Lippen formten uralte Worte. Worte einer Sprache, die vor fast vier Jahrtausenden untergegangen war und seither nie wieder gesprochen wurden. Der Körper der Babtel madr bäumte sich auf, schien sich auf grauenhafte Weise zu verzerren und zu verbiegen und verblaßte allmählich. Im gleichen Moment, in dem Damonas Lippen die letzte Silbe formten, verschwand er vollkommen.

»*Vorsicht!*«

Mike schrie gellend auf, warf sich zur Seite und griff noch im Hinfallen nach seiner Pistole.

Damona krümmte sich instinktiv zusammen, als sie den mächtigen schwarzen Schatten auf sich zufliegen sah. Das Gebiß des Panthers blitzte dicht vor ihrem Gesicht auf. Sie wußte, daß sie dem Angriff diesmal nicht mehr entkommen würde. Die Bestie hatte sich im gleichen Augenblick auf sie gestürzt, als die geistige Fessel der Katzendämonin von ihr gefallen war.

Ein Schuß peitschte auf. Die Kugel zischte so dicht an Damonas Kopf vorbei, daß sie den heißen Luftzug zu verspüren glaubte.

Der Panther schien mitten im Sprung von einer Riesenfaust gepackt und herumgewirbelt zu werden. Sein Fauchen verwandelte sich in ein schrilles, wehleidiges Wimmern. Er schlug haltlos auf dem Betonboden auf, versuchte auf die Beine zu kommen und brach dann endgültig zusammen. Seine Glieder zuckten noch einmal.

Damona schauderte. Diesmal hatten wirklich nur noch wenige Sekundenbruchteile zwischen ihr und dem Tod gelegen. Sie wandte langsam den Kopf, sah Mike an und versuchte ein Lächeln. Es mißlang.

»Danke.«

Auf Mikes Gesicht lag ein Ausdruck grenzenloser Verblüffung.

»Was… was ist überhaupt passiert?« fragte er.

»Du hast mir das Leben gerettet.«

Mike schüttelte unwillig den Kopf und stand auf. »Das meine ich nicht«, sagte er, während er Damona auf die Füße half. »Ich meine, was ist mit ihr passiert?«

»Sie ist wieder dort, wo sie herkam«, sagte Damona einsilbig.

»Wie meinst du das?«

»Du vergißt manchmal, daß ich eine Hexe bin«, murmelte Damona. »Die Babtel madr starb vor vielen tausend Jahren. Und sie wurde durch eine genauso alte Beschwörung wieder ins Leben gerufen. Es gibt Mittel und Wege, eine solche Beschwörung rückgängig zu machen.«

Mike runzelte die Stirn. »Und dieses Gerede von wegen Gleichsein, Schwestern und so weiter…«

»Stimmt schon irgendwie. Aber es war im Grund nur ein Trick, mit dem ich sie ablenken wollte.«

»Und es hat ja auch funktioniert.«

Damona warf einen langen, nachdenklichen Blick auf den toten Panther. »Ja, es hat funktioniert«, sagte sie dann leise.

Mike griff nach ihrem Arm und drehte sie mit sanfter Gewalt um.

»Was ist los?« fragte er. »Du siehst nicht aus wie jemand, der gerade einen Sieg errungen hat.«

»Habe ich das?« fragte Damona. »Ich muß immer daran denken, was mich von ihr unterscheidet – angeblich. Dieses ganze dumme Gerede von Liebe und Ehrlichkeit…«, sie lachte hart auf. »Ich habe sie nur besiegt, weil ich sie belogen habe, Mike.«

Mike rang japsend nach Luft. »Aber das…«

»Sag jetzt lieber nichts, Mike«, unterbrach ihn Damona kopfschüttelnd. »Was immer du sagen würdest – es wäre falsch.«

Sie wandte sich um, sah noch einmal auf die tote Raubkatze herunter und ging dann mit hängenden Schultern aus der Halle. Es gab Momente, da haßte sie sich für das, was sie tun mußte.

ENDE